Die Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. 1939

62. Jahrgang. Winnipeg, Man., 6. Dezember 1939. Winnipeg, Man., December 6, 1939. Nummer 49.

Suchst du Ehre?

Laß dich doch nicht durch Hoffahrt blenden,
Denn die kommt oftmals vor dem Fall,
Und machst, daß Gott dir widerstehet,
Auch Menschenkinder überall.

O Mensch was willst du groß erscheinen,
Was dürstest du nach Ehr und Ruhm.
Ach du betrügst dich selbst am meisten
Bei deinem falschen Christentum.

Bald liegst du einsam unter'm Hügel
Und deine Ehr' geht mit in's Grab,
Du wirst mit allem deinem Prangen
Zuletzt doch nur der Würmer Raub.

Wirst du in deiner Ehrsucht sterben,
Dann stirbst du wirklich ohne Gott,
Und deine Seele wird verderben,
Verurteilt zu dem ew'gen Tod.

Wirf dich noch heut' zu Jesu Füßen
Und fleh' in wahrer Buß und Reu',
Daß er die Ehrsucht von dir nehme
Und dir noch einmal gnädig sei.

J. P. F.

Long Beach, Kalif.

Christi Diener und Haushalter.

1. Kor. 4, 1—5.

Dafür halte uns jedermann, nämlich **für Christi Diener.** Dafür halte **uns jedermann.** Damit meint der Apostel alle, ganz besonders aber die Christenmenschen. Dafür halte **uns** jedermann. Damit meint er auch alle. Da ist der redegewandte Apollos mit gemeint, das betrifft den schlichten und doch feurigen Petrus und auch ihn, den gelehrten Schüler Gamaliels. Was ist denn Apollos, was ist Paulus? Sie sind doch weiter nichts als Diener, durch welche ihr zum Glauben gekommen seid. (1. Kor. 3, 6.)

Also: **Christi Diener.** Von Ihm gesandt, von Ihm abhängig, ohne ihn garnichts, von Ihm ausgerüstet, vor Ihm verantwortlich. Christi Handlanger, Ruderknechte in Seinem Boot, Seine Engel, die sich senden lassen. Jesus sagte: „Gleich wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch." Joh. 20, 21. Wer euch hört, der hört mich, wer euch verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat. Luk. 10, 16. (Gekürzt.) **Gott** soll euer Herr sein, sprach einst Gideon als Israel ihn wollte zum Herrscher machen. Israel sollte sein Regiment nicht als Menschenregiment betrachten, sondern als Regiment Gottes, dem er diente. Zwar sind die Diener Christi jedermanns Knechte um Jesu willen, aber wie und womit sie dienen sollen, das lassen sie sich nicht von der Willkür der Menschen befehlen, weil sie wissen, was ihnen von Gott befohlen ist.

Dafür halte uns jedermann **als Haushalter über Gottes Geheimnisse.** Also wieder nicht die Herren. Haushalter oder Oekonom war zur damaligen Zeit gewöhnlich ein vertrauter Sklave. Diese setzte ihr Herr über das Hausgesinde, daß sie denselben ihre nötige Gebühr gebe zur rechten Zeit. Luk. 12, 42. Die Haushalter sollen darreichen von den reichen Gütern des Hauses Gottes. Welches sind Gottes Geheimnisse? Das Wort der Gnade, welches wir predigen, Gesetz und Evangelium, Wasser und Geist, Brot und Leib, Wein und Blut, das Geheimnis des Leibes Christi. Mit einem Wort: Den Ratschluß Gottes sollen sie offenbaren. Sie sind nicht Geheimniskrämer, sondern Verwalter offenbarter Geheimnisse.

Sie dürfen nicht hinzutun oder abtun, sondern als vor Gott stehend, von Gott schöpfen und weitergeben, 2. Kor. 2, 17, austeilen und zwar recht teilen, 2. Tim. 2, 15. Petrus sagt 1. Petri 4, 10: Jeder diene dem andern mit der Gnadengabe, die er empfangen hat als ein guter Haushalter über die manigfache Gnade Gottes.

Nun suchet man nicht mehr als Treue an ihnen. Wer suchet nicht mehr? **Der Herr.** Das ist tröstlich. Nicht Talent, nicht Erfindungsgabe, nicht große Vielgeschäftigkeit, sondern Treue. Nicht großen Erfolg oder Gewinn, sondern Treue.

Paulus sagt: „Ich habe euch nichts verhalten, das ich euch nicht verkündigt hätte alle den Rat Gottes; ich habe euch nichts verhalten, das da nützlich ist, das ich euch nicht verkündigt hätte und euch gelehrt öffentlich und sonderlich. Denkt daran, daß ich nicht abgelassen habe drei Jahre Tag und Nacht einen jeglichen mit Tränen zu vermahnen. Apg. 20, 20.27. 31. Alle seine Gaben und Kräfte, sein Leib und Leben setzte er dran seinem Herrn gehorsam zu sein im Vollenden seines Laufes und Amtes. Apg. 20, 24. Sein Gehorsam war seine Treue und eine andere Treue der Haushalter gibt es nicht, sagt Besser.

Wie viele Menschen fordern jedoch viel mehr von den Haushaltern als der Herr selbst. Ein Beispiel davon waren die eiteln und genußsüchtigen Korinter. Und gibt es dieser wählerischen Menschen nicht heute noch genug, bei denen Treue eine geringe Tugend ist? Da straft ein Prediger und Seelsorger die herrschenden Sünden in der Gemeinde, ruft zur Buße öffentlich und sonderlich. Das tut er aus Treue, denn es steht geschrieben „Rufe getrost, schone nicht, erhebe deine Stimme wie eine Posaune und verkündige meinem Volke ihr Uebertreten und dem Hause Jakobs ihre Sünde". Jes. 58, 1 oder: „Predige das Wort und halte damit an, gleichviel, ob du damit den Leuten gelegen oder ungelegen kommst. Ueberführe, strafe und ermahne sie usw." 2. Tim. 4, 2. Die Widerwärtigen aber nennen das Schelten, Richten, Peitschen, Verdammen.

Unser Heiland, der das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen konnte und bußfertigen Sündern half, mußte für Seine Treue das Murren und die Schmähworte hören: „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen".

Johannes der Täufer wäre beliebt und populär gewesen, wäre er dem Zeitgeiste gefolgt, nun aber mußte er für seine Treue Kerker und Henkerbeil erleiden.

Wie nahe liegt da dem Diener und Haushalter die Gefahr untreu zu werden, indem er sich einerseits den Leiden und Schmähungen entzieht, oder andererseits mutlos wird bei seinen schwachen Leistungen.

Wie tröstlich daher das Wort: Nun suchet man bei den Haushaltern nicht mehr, als daß sie treu erfunden werden. Treu erfunden werden nicht von einem menschlichen Tage oder Gerichtssitzung, auch nicht nach Selbsturteil, sondern nach dem Urteile des, der da recht richtet.

Gott schenke uns allen rechte Haushaltertreue. Und richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr komme, welcher auch wird ans Licht bringen das im Finstern verborgen ist und den Rat der Herzen offenbaren; alsdann wird einem jeglichen von Gott Lob wiederfahren. G. Hübert.

Her zu mir, wer dem Herrn angehört!

Das Angehören zu einer Familie, Volk, Gesellschaft oder Gemeinde ist oft von großer, weitgehender Bedeutung. Schon gleich am Anfang des menschlichen Geschlechtes teilten sich die Familien in Gruppen, aus denen sich die Kinder Gottes und die Kinder der Menschen entwickelten. Die Kinder der Menschen wurden Weltverbesserer, wie sie uns in Kains Nachkommen als Erfinder beschrieben werden. Die Kinder Gottes waren auf geistlichem Gebiet ebenso tätig mit Predigen und Weissagen, welches vor dem Verderben und Untergang der Menschheit bewahren sollte. Durch sie wurden auch etliche über die Zeit der Sintflut hinaus erhalten, während es mit den Kindern der Menschen ein Ende mit Schrecken genommen hat. Ps. 73, 19.

In Noahs Nachkommen kam es, zu Abrahams Zeiten, durch Abrahams Geschlecht wieder zu einer Absonderung. Es wurde unter allen Geschlechtern dem Abrahamsgeschlecht das anvertraut, was Gott geredet hat. Nach Röm. 9, 4 gehört ihnen: die Kindschaft, die Herrlichkeit und der Bund, das Gesetz der Gottesdienst und die Verheißungen. Also es gehört ihnen, nicht hat ihnen gehört. Paulus schreibt dieses nachdem er den ganzen Ratschluß Gottes bei 30 Jahre gepredigt und gelehrt hatte und sich den Heidenapostel nennt und von dem Volke Israel für abgetan gehalten wurde. Also mit diesem Volk war und bleibt Segen und Fluch, je nachdem es gottgefällig oder mißfällig gewandelt und gehandelt hatte.

Während viele und große Völker in den Jahrhunderten und tausenden verschwunden sind, ist ein Rest von dem Volke Israel noch immer gewesen und geblieben bis heute, und wird bleiben bis der Herr Jesus erscheinen wird, dem sie mit „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!" begrüßen werden.

Das Wachsen in der Erkenntnis Gottes war und ist, bei manchen Gemeinschaften nicht vorhanden. So wie der Gründer derselben einmal die Richtlinien gezogen hat, so wurden und werden sie beibehalten, ob alle in Gottes Wort Grund haben oder nicht, wird nicht weiter darnach gefragt und noch weniger danach geforscht. Dann ist im allgemeinen, wie in Israel immer war, eine Neigung von der besseren Gottes Erkenntnis zu der geringeren, fast überall vorhanden. Woimmer Verwandtschaftsverbindungen zwischen Glieder zweier Gemeinschaften bestehen, wird in den meisten Fällen die bessere zu der geringeren Ueberzeugung hinübergezogen.

Familien und Geschlechter, sowie auch Gemeinschaften und Völker haben ein im Segen oder Unsegen sich auswirkendes Ergehen an sich: Strafen bis ins 3. und 4. Glied oder Segen an tausenden. Um Abra-

hams oder Davids Willen ließ der Herr vieles zu oder wandte es ab, und das noch immer, nachdem sie schon lange tot waren. Eine gläubige Großmutter und Mutter beeinflußte einen Timotheus, so daß auch er diesen Glauben bekam. Ebenso ist es auch durch die Beeinflussung des Bösen. Es muß aber nicht ein jeder in der Stellung, in der er ist, beharren; denn der Uebeltäter kann sich bekehren und dann Teil an den Segnungen der Kinder Gottes haben. Jes. 55, 8. Dagegen soll ein in der Gnade Stehender sehr zusehen, daß er nicht falle. 1. Kor. 10, 12; Gal. 5, 4. Eine ewige Sicherheit für die in Gnade Stehenden gibt es nicht, es sei denn, sie haben die Waffenrüstung des Geistes (Eph. 6) im Kampf gegen das Böse immer an, und kämpfen den Kampf und den rechten Kampf, machen nicht nur Luftstreiche. Wenn eine Möglichkeit da ist das Feld zu behalten, dann ist sie auch da, dasselbe zu verlieren. Wollen allen Fleiß anwenden dem Herrn anzugehören, fest zu stehen, zu kämpfen, zu laufen und zu beharren bis ans Ende. F. C. Ortmann.

Zeitereignisse.

Alle wahren Gläubige werden darin übereinstimmen, daß die weltweite Unruhe unter den Völkern uns deutlich anzeigt, daß das gegenwärtige Zeitalter der Gnade zu Ende geht und die Wiederkunft unseres Herrn und Heilandes immer näher rückt. Einmal, um all die Seinen, die durch sein teures Blut errettet worden sind, aus dieser Welt abzuholen, die rasch für das Gericht reif wird. Dann aber auch um mit den Seinen zusammen die Völker zu richten und Sein Königreich in Gerechtigkeit und Frieden aufzurichten. Wir rechnen damit, daß die skeptisch Veranlagten darüber spotten werden die Streitlustigen darüber theorisieren und spekulieren werden, aber wir wissen auch, daß die Geistlichgesonnenen die inspirierte Wahrheit des Wortes Gottes achten, sie glauben und annehmen und in ihrem Leben sich davon bestimmen lassen werden. Wir möchten durch unser Bemühen dazu beitragen, daß die gläubigen und auch die ungläubigen Leser aufgeweckt werden u. zu der Tatsache Stellung nehmen, daß das Kommen des Herrn nahe vor der Tür ist. Weckt ihr einander aus der Ruh', daß niemand sicher sei. Ruft ihr einander fleißig zu: Seid wacker, fromm und treu! — So wache denn, mein Herz und Sinn, und schlum're ja nicht mehr! Blick täglich auf Sein Kommen hin, als ob es heute wär'!

Als der Herr gen Himmel fuhr, gab er keine bestimmte Zeit für Seine Wiederkunft. Aber sein Kommen für die Gemeinde und auch Sein Kommen in Kraft und Herrlichkeit werden beide — plötzlich geschehen . . . „und die Toten werden auferstehen unverweslich und wir werden verwandelt werden" (1 Kor. 15, 51 u. 52), und Sein letztes Wort in Offenb. 22, 7, 12 u. 20 war: „Siehe, ich komme bald." Viele Uebersetzer haben anstatt „bald" schnell und plötzlich übersetzt, was mehr das überraschende Moment herausstreicht. Ja, das Wort Gottes läßt darüber keine Zweifel aufkommen, daß die Wiederkunft des Herrn überraschend und plötzlich geschehen wird.

Es wird gut sein, wir halten hier etwas an und fragen uns, wie wir dazu stehen. Hast du, lieber Leser, schon mal darüber nachgedacht, ob du dann auch unter denen sein wirst, die da mit Ihm eingehen werden? Lies mal sorecht mit Bedacht Matthaeus 25 Vers 1 bis 13 und bitte den Herrn, dir zu zeigen, zu welcher von diesen zwei Gruppen du gehörst. Möchte der Herr dir nahe treten und sich dir offenbaren.

Am Schluß der großen Trübsal wird Sein Kommen in Kraft und Herrlichkeit auch plötzlich geschehen — „Bald aber nach der Trübsal derselben Zeit werden Sonne und Mond den Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen. Und alsdann werden heulen alle Geschlechter auf Erden und werden sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit." Matth. 24, 29—30.

Der Unterschied zwischen diesen zwei Stadien Seines Kommens ist für jeden erkennbar. Wenn Er f. d. Seinen kommt, wird das mehr ein stilles plötzliches und vollständiges Entfernen aller Gläubigen von der Welt sein. Wenn er in Kraft und Herrlichkeit wiederkommt, „werden ihn sehen alle Augen" Offenb. 1 — 7. „Von dem Tage aber und der Stunde weiß niemand" . Mark. 13, 32.

Alles was uns zu wissen erforderlich ist, um das angebotene Heil anzunehmen, ist uns gegeben worden. Wie stehst du, lieber Leser, zu diesem allem? Bist du unter den Gerechtfertigten, die Frieden mit Gott haben durch den Herrn Jesus Christus? Einer, der in der Gnade steht und sich in der Hoffnung auf die Herrlichkeit Gottes freut? Einer, der da wartet, um entrückt zu werden, der von Herzen sagt: „Ja, komme bald Herr Jesus"? Oder bist du noch immer unter denen, die sich fürchten, die nicht glauben und bei der Entrückung zurückbleiben müßten? Erwäge dieses und triff deine Entscheidung.

So der Herr uns noch die Zeit dazu schenkt und mit Seinem Kommen noch solange verzieht, wollen wir nächstes Mal den Charakter unseres Zeitalters betrachten.

Manchmal kommt uns der Gedanke, daß es Zeit wäre aufzuhören, die „Zeitereignisse" zu schreiben. Vielleicht nehmen sie unnötig den Raum, den sie im Blatt einnehmen, und sind den Lesern nicht soviel wert, daß es die aufgewandte Zeit und den Raum, den sie einnehmen, aufwiegt. Wenn aber die Leser Segen und Freude daran haben, so wollen wir gerne diese Arbeit auch noch weiterhin tun. Wir bitten daher die Leser, uns in berichten, ob sie von den „Zeitereignissen" Segen hatten, und ob sie sie auch noch fernerhin lesen möchten. F. F. Isaak.
184 Alexander Ave., Winnipeg, Man.

Die drei Siebe.

Ein kleiner Junge kam eines Tages ganz aufgeregt aus der Schule. „Mutter, Mutter, was meinst du von Tom Jones?" begrüßte er sie hastig. „Ich habe gerade gehört, daß —" „Warte einen Augenblick, mein Kind! Hast du das, was du gehört hast, schon durch die drei Siebe getan?" „Durch welche drei Siebe?" „Hast du noch nichts von den drei Sieben gehört? Dann will ich sie dir erklären. Das erste Sieb ist die Wahrheit. Ist das, was du mir erzählen willst, wahr?" „Ja, das weiß ich wirklich nicht, — aber Bob Brown hat gesagt, daß Fred ihm erzählt hat, daß Tom —" „Das klingt etwas rundherum. — Und wie steht's beim zweiten Sieb: der Güte? Ist es etwas Gutes, was Fred erzählt hat?" „Nein, das weiß ich bestimmt, — daß es nichts Gutes ist." „Und nun das dritte Sieb: Notwendigkeit! Wird die Geschichte durch dieses Sieb gehen? Mußt du sie mir erzählen?" „Nein, Mutter, notwendig ist es gerade nicht, daß ich sie dir erzähle!" „Nun also, mein Kind, wenn es nicht notwendig, nicht gut und vielleicht nicht einmal wahr ist, dann laß die Geschichte ruhig unerzählt!"

Einige kurze Mitteilungen über den Forsteidienst der Mennoniten in Rußland

Die Jahre 1871 bis 1874 waren für die Mennonitengemeinden in Rußland eine Zeit der Bangigkeit und Aufregung. Gingen doch Gerüchte um, daß die Regierung beabsichtige, die allgemeine Wehrpflicht im ganzen Reich einzuführen, und daß Gefahr vorläge, den Mennoniten könnte die durch das Privilegium gewährte und für alle Zeiten zugesicherte Wehrfreiheit genommen werden. Die Chortitzer und Molotschnaer Gemeinden entschlossen sich 1871, eine Deputation nach Petersburg zu entsenden, zwecks Einholung bestimmter Informationen über die Absichten der Regierung. Die Brüder erhielten dort den Bescheid, daß man von den Mennoniten erwarte, daß sie auch einen Dienst und zwar den Sanitätsdienst übernehmen würden, und daß man sie benachrichtigen würde, wenn diese Frage zur Verhandlung kommen werde.

Im März 1872 ging die zweite Deputation nach Petersburg. Die Brüder sprachen bei dem Vorsitzenden des Reichsrates, den Großfürsten Konstantin Nikolajewitch vor. Dieser bestätigte, daß die Mennoniten in dem neuen Gesetz von der allgemeinen Wehrpflicht nicht ausgeschlossen sein würden, daß man aber keinen Gewissenszwang auf sie ausüben werde, sondern bereit sei, ihnen einen waffenlosen Dienst und zwar den Sanitätsdienst anzuweisen. Der Großfürst sagte unter anderem: Ihr seid doch gute Christen, und als solche ist es Eure Schuldigkeit, einen verschossenen Soldaten zu verpflegen und ihm zu helfen.

Der Bericht, der Deputierten über die Stimmung der Regierungsbeamten erregte in den Gemeinden Auswanderungsgedanken. Im Herbst 1873 ging noch eine Deputation in die Hauptstadt mit dem Auftrag, direkt persönlich zu dem Kaiser zu gehen, was aber nicht gelang, es wurde jedoch eine Bittschrift an ihn eingereicht.

Die Bemühungen der Gemeinden hatten den Erfolg, daß der menschenfreundliche Kaiser Alexander II. einen besonderen Vertrauensmann, den General Totleben, in die Molotschnaer und Chortitzer Gemeinden entsandte, der die Mennonitengemeinden des Wohlwollens des Kaisers und der Berücksichtigung ihres Bekenntnisses in dem neuen Militärgesetz versicherte. Seinen in freundlicher und überzeugender Weise vorgetragenen Ansprachen und Unterredungen, gelang es, den weit größten Teil der menn. Bevölkerung von der Auswanderung abzuhalten. Nach P. M. Friesen war eine allgemeine Auswanderung als Körperschaft vielfach der Gegenstand ernster Erwägungen gewesen.

Die Unterhandlungen mit der Regierung in der Person des Generals Totleben führten zu dem Resultat, daß den Mennoniten ein waffenloser Dienst bewilligt wurde, der nicht direkt mit dem Kriege oder dem Kriegsdienst in Verbindung stand, von der Regierung aber als eine Ableistung der Militärpflicht angesehen und behandelt wurde. Es waren drei Arten von Dienst, die im Militärgesetz vorlagen. Die Gemeinden entschlossen sich für den Dienst in den Forsteien und schlossen mit der Regierung einen Vertrag über Besoldung und Unterhaltung der Kommandos, auf 20 Jahre ab. Dieser Vertrag wurde später verlängert.

Die Regierung behandelte die Dienenden, die in ihrem Dienste dem Förster unterstellt waren, als „Kronsarbeiter" und zahlte einen von ihr bestimmten Arbeitslohn, der aber die Kosten der Unterhaltung der Kommandos nur zu einem kleinen Teile deckten, so daß die Gemeinden durchschnittlich bei 80% der Unterhaltungsrechnung aufbringen mußten.

Die Mennoniten unterstanden, wie angedeutet, mit dem Forstdienst dem Militärgesetz. Die dienstpflichtigen Mennoniten mußten sich der Aushebungsbehörde stellen und wurden von der Aerztekomission ganz in derselben Ordnung behandelt, wie alle andern zur Aushebung erschienenen militärpflichtigen Personen. Die zum Dienst angenommenen mennonitischen Rekruten wurden von der Militärbehörde dem Forstresort übergeben und dieses verteilte sie auf die im Süden Rußlands befindlichen Forsteien. Anfänglich waren es 6, später 9 Forsteien, und 1 Phylazerakommando, welches in den Weingärten des Krimer Südufers den Kampf mit der Reblaus führen mußte. Die Gesamtzahl der Dienenden betrug anfänglich bei 1000 später 800. Die Zahl verminderte sich bei der Kürzung der Dienstzeit von 4 auf 3 Jahre.

Die Gemeinden organisierten sich für den Zweck der Unterhaltung und seelsorgischen Betreuung der Kommandos in einer „Abgeordnetenversammlung der Vertreter sämtlicher Mennoniten Rußlands", welche regular einmal im Jahr zusammentrat. Diese wählte ihren Bevollmächtigten, dem die Leitung der ganzen Sache übertragen wurde und der als Administrater auch ermächtigt wurde, mit den Regierungsbehörden zu verkehren und dort die Gemeinden und ihre Dienenden in Dienstangelegenheiten zu vertreten. Diese Versammlung beriet und beschloß über alle Fragen, die Unterhaltung und Betreuung der Dienenden betreffend, bewilligte die nötigen Gelder und bestimmte den Modus der Besteu-

erung. Um das Jahr 1898 wurde die Vermögenssteuer durchgeführt, die von der höchsten Behörde auf eine rechtliche mit der Regierungssteuer gleich gestellt wurde. Die Unterhaltungskosten betrugen durchschnittlich 200,000 Rubl. jährlich. Die Beschlüsse der Versammlung waren für alle Mennoniten bindend und sind die ganze Zeit bis zur Liquidierung des Werkes voll respektiert worden. Die Versammlung bestätigt auch die vom Bevollmächtigten empfohlenen Prediger Oekonomen und bestimmte die Höhe der Entschädigung für ihren Dienst.

Der Bevollmächtigte berief sich aus der Mitte der Gemeinden Vertrauensmänner zur Mitarbeit. Er stand durch seine Kanzelei in Verbindung mit sämtlichen Gemeindevorstehenden, Forsteibeamten und Prediger Oekonomen, verwaltete die Gelder laut Bestimmung und besuchte nach Möglichkeit von Zeit zu Zeit die Forsteien und verkehrte dort mit den Dienenden und leitenden Brüdern.

Die für den Dienst bestimmte Jungmannschaft wurde, wie schon erwähnt, auf die Forsteien in den südlichen Gouvernements verteilt. Dort wurden für sie und für die Prediger die nötigen Wohnungen errichtet und eingerichtet. In den ersten Jahren wurden für die Leitung der Sache zwei Personen angestellt, ein Prediger und ein Sachverwalter „Oekonom". Später wurden diese beiden Aemter in eins, in das des „Predigerökonomen" vereinigt. Das war für die Predigerbrüder eine gute Gelegenheit, sich im praktischen Christentum zu üben. Die Kommandos hatten aus ihrer Mitte ihre Köche und Bäcker, die dafür sorgten, daß die Arbeiter ihre Speise in guter Qualität erhielten. Die Speisezettel waren ursprünglich von der Versammlung begutachtet und blieben durch die Jahre somehr ohne wesentliche Veränderung. Die Prediger wohnten auf einigen Forsteien mit den Dienenden unter einem Dach. Sie leiteten die Morgen- und Abendandachten und an den Sonntagen den Gottesdienst, zu welchem die Mannschaft vollzählich zu erscheinen hatte.

Auf den Forsteien waren die Dienenden offiziell „verpflichtete Arbeiter", wurden als solche behandelt und gelöhnt. Sie waren in den Arbeitsstunden dem Förster unterstellt, welcher aus ihrer Mitte den Vormann mit dem offiziellen Titel „Aeltester" (Starschij) und einen Gehilfen, den „Gefreiten" ernannte. Der Aelteste verkehrte mit dem Förster amtlich, nahm die Tagesaufgaben (Urok) entgegen und erstattete Bericht über getane Arbeit. Diese Arbeit bestand in den Forsteien, die in den baumlosen Distrikten angelegt waren, meistens in der Pflege und Vergrößerung der Anlagen, zu welchem Zwecke Baumschulen angelegt und unterhalten wurden.

Das Phylazerakommando arbeitete nur 6 Monate in den Weingärten der Krim unter Selbstverwaltung und ohne Seelsorger. Die Gemeinden sandte möglichst regelmäßig Predigerbrüder zu ihnen, die ihnen mit der Predigt dienten.

Die Dienstkleidung (Uniform) war aus gutem grauen Tuch mit grüner Einfassung gefertigt, wie das Forstressort sie hatte.

So war es in den Jahren vor dem Kriege. Mit der Einberufung der Reservisten, trat eine große Veränderung ein.

Als die ersten Jahrgänge der Reserve registriert wurden, stieg die bange Frage auf, wie die Regierung sich stellen würde, ob sie vielleicht die Reservisten aus den Mennoniten für einen andern Dienst bestimmen könnte. Der Bevollmächtigte, Bruder D. J. Klassen, fuhr mit einigen Brüdern, die in dem Werke standen, nach Petersburg. Er wurde bei der höchsten Instanz vorstellig und bat, auch auf die Reservisten das für die im regulären Forstdienst stehenden Mennoniten bestehende Gesetz in Anwendung zu bringen. Man willigte ein, und da das Militärgesetz auch noch einen andern Modus des waffenlosen Dienstes vorsah, wurde auch gestattet, im Sanitätswesen zu dienen.

Bei der Einberufung der Reservisten stellte es sich heraus, daß bei 50% der Einberufenen den Sanitätsdienst wählten. Diese wurden von den verschiedenen Verbänden, die sich während des Krieges gebildet hatten, aufgenommen und in den Hospitälern, auf dem Schlachtfelde und in den Sanitätszügen verwendet. Die Verbände übernahmen ihre ganze Unterhaltung und Versorgung mit der nötigen Kleidung. Die Zahl der Sanitäre stieg im Laufe der Kriegszeit auf rund 6000. Sie hatten ihre Zentrale und ihre Gemeinschaftswohnung in Moskau. Dort versammelten sie sich in den Urlaubspausen. Sie hatten sich zu einem Kollegium mit bester Leitung organisiert, was für die in Sturm und Wetter und Versuchungen arbeitenden Brüder von großer Bedeutung war.

Die andere etwas kleinere Hälfte der Einberufenen wurde auf die Forsteien im ganzen Reiche verteilt, zu größeren und kleineren Gruppen, bis zu zwei Mann herunter. Die größeren Gruppen organisierten sich nach dem Muster der Forsteien im Süden. In ihrem Dienste waren sie den Förstern unterstellt.

Für die Gemeinden erwuchs eine ungeheuer schwere Aufgabe, mußten sie doch auch hier alle Mittel zur Unterhaltung der Dienenden aufbringen. Jeder im Dienst stehende Forsteier kostete den Gemeinden rund 200 Rubel jährlich. Besonders schwer war es für die Familien, wo der Hausvater Weib und Kinder, Haus und Hof verlassen und in den Dienst gehen und dabei auch die Kasernensteuer, wie sie bei uns hieß, zahlen mußte. Bis zum 42. Lebensjahre waren alle Reservisten im Dienst, also waren die Familien ohne volle Arbeitskraft zurückgeblieben und mußten sich schwer durchschlagen. Da ist manche Träne geweint worden.

In Omsk, Sibirien, war in der Kriegszeit eine Zweigstelle zur Entgegennahme und Beförderung der Steuer geschaffen worden, die ein Bruder dort verwaltete, der dazu vom Komitee ermächtigt war. Ich bin in meiner Erinnerung nicht fest wo die sibirischen menn. Reservisten ihren Dienst ableisteten. Es war wohl eine Forstei in Sibirien.

Hatte sich während der Vorkriegszeit keine Unzufriedenheit unter den Dienenden bemerkbar gemacht, so wurde das jetzt anders.

Nicht, daß laute Proteste oder Dienst- oder Zahlungsverweigerungen zu verzeichnen wären. Aber es gährte im Innern. Es war doch ein schwerer Dienst, wenn es auch kein Kriegsdienst war, denn „die Länge trägt die Last". Man fühlte sich abgerissen von Gemeinde und Gemeinschaft und wähnte sich versäumt und zurückgestellt. Der sich im ganzen Lande meldende Geist der Unzufriedenheit mit dem alten Regime, übte auch einen gewissen Einfluß auf unsere dienenden Brüder aus. Sie entsandten ihre Vertreter zu der in Halbstadt tagenden Bundeskonferenz und Abgeordnetenversammlung und trugen dort ihre Wünsche vor, die auch volle Berücksichtigung fanden.

Auf der Abgeordnetenversammlung in Halbstadt, Mai 1917, erschienen die Vertreter der meisten Gruppen auf den Forsteien. Nachdem ihnen die Teilnahme an der Versammlung mit vollem Stimmrecht bewilligt war, stellten sie den Antrag, das Institut des „Bevollmächtigten" aufzuheben und dafür ein Executivkomitee zu wählen, in welchem die im Forsteidienst stehende Mannschaft mit derselben Stimmenzahl vertreten wäre, wie die Gemeinden. Das wurde auch bewilligt, so daß die Dienenden von da an voll an der Verwaltung der Forsteiangelegenheiten teilnahmen. Ich glaube, daß diese viel dazu beitrug, daß die Gemeinden, deren Jünglinge und Männer zu mindestens 50% im Dienste standen, williger wurden, die große Steuerlast weiter zu tragen. Das Budget betrug in den letzten Jahren rund 1,200,000 Rubel. Es mußten durchschnittlich monatlich 100,000 Rubel an die verschiedenen Gruppen abgeschickt werden. was auch bis in die letzte Zeit gelang. Wenn zuzeiten Ebbe in der Kasse eintrat, halfen uns die Banken und die Waisenkasse brüderlich, daß die Zahlungen pünktlich gemacht werden konnten.

1918 hatten wir die letzte Abgeordnetenversammlung. Das Budget wurde voll bewilligt und angenommen. Die Sache hielt sich bis an den Herbst, dann fing sie an zu zerbröckeln, die Weltkriegskatastrophe wirkte sich auch in unserm Werke aus. Die dienenden Reservisten verließen den Dienst und fuhren nach Hause. Auf den Forsteien verblieb die Mannschaft im Dienst, bis die Revolution und der Bürgerkrieg auch diesem ein Ende machte.

1880 bis 1918, nur 38 Jahre hat der Ersatzdienst bestanden. Nun ist er zur Geschichte geworden. Es gelang mir, das Archiv in einem abgelegenen Hause zu verbergen und zu retten. Vor meiner Abreise nach Kanada übergab ich es der Verbandsverwaltung. Auch der Verband ist zur Geschichte geworden und die dokumentarischen Spuren seiner Tätigkeit, sowie auch der des Ersatzdienstes, sind wahrscheinlich von den in unserm gewesenen Vaterlande herrschenden Zuständen verwischt und vernichtet worden.

Und nun die praktische Frage: Welchen Wert hatte dieser, in der Geschichte der christlichen Kirche einzigartig dastehende Dienst? Ueberwog er die Kosten, die er hervorrief? Es sind bei 12 Millionen Rubel, welche die Mennonitengemeinden Rußlands im Laufe der 38 Jahre für diesen Dienst aufbrachten. Daß sie es konnten, zeigt von ihrem Wohlstande, und bei solchem nur war es möglich, das Werk durchzuführen.

Man kann sagen, daß für ein so großes Geld ein Werk hätte geschaffen werden können, welches einen bleibenden Wert für die Gemeinden und das Land gehabt hätte. Es muß zugegeben werden, daß die Durchführung des Ersatzdienstes sehr kostspielig war, und daß bei ungünstigeren Verhältnissen es kaum möglich sein würde, diesen Modus anzuwenden. Wenn wir aber in Betracht ziehen, daß es auf diese Weise ermöglicht wurde, die Verbindung der Muttergemeinden mit den Forsteigemeinden aufrecht zu erhalten, den christlich mennonitischen Geist, Zucht und Ordnung in den Jünglingsgemeinden zu erhalten und zu pflegen, und sie so den Gemeinden und dem Christentum zu erhalten, was beim Militärdienst nicht möglich gewesen wäre, so dürfte der Preis des Werkes nicht zu hoch sein. Wenn wir hier in Amerika den Ernst beweisen werden, den die Mennoniten Rußlands bewiesen haben, um das Prinzip der Wehrlosigkeit zu wahren, und dabei dieses nicht nur auf die äußere Ablehnung des Kriegsdienstes, sondern auch auf die Gewinnung und Pflege einer wehrlosen Einstellung der Gesinnung beziehen werden, wird uns auch kein Opfer zu groß sein, diesem Prinzip treu zu bleiben.

H. B. Janz.

Vineland, Ont.

Die Konferenz der M. B. Gemeinde durfte bei uns abgehalten werden, auf der beschlossen wurde: Die Gründung einer Bibelschule nicht aufzugeben. Bald darauf schenkte uns der Herr eine Schule und auch einen tüchtigen Lehrer in Br. B. B. Boldt. Unser Andachtslokal benützen wir als Schulraum. Die Eröffnung der Schule fand Montag Abend statt. Br. Derksen von Newton Siding hielt die Vorrede. Dann sprach Br. Boldt über Matth. 7, 7: indem er ausführte, daß bitten charakterisch für Kinder ist, sie wollen, können und tun nur betteln. Geben ist charakteristisch für Vater. Er gibt dem Kinde Nahrung, Obdach und Kleidung. Jetzt hat uns unser himmlischer Vater diese Schule geschenkt. Dieser Spruch hat sich herrlich erfüllt.

Haben bisher schöne Herbsttage und es ist recht schwer, ohne Arbeit zu sein. Es sollte eigentlich jemand anderer von Vineland berichten. Hoffe, daß sich in Vineland Geschwister finden, die dieses besser verstehen als ich.

K. Janzen.

„Ich — Du — Er — Wir Ihr — Sie — Man."

Sprachgeschichtliche Plauderei von P. J. Klassen.

(Schluß)

Dadurch wurde eine Rang-Stufen- und Klassenordnung geschaffen, die dem deutschen Menschen fremd waren und immer neue Anredeformen in Gebrauch brachten.

Das Ihr war bald nicht mehr genug, den absoluten Fürsten in der Abstufung die volle Bedeutung zu geben, und das Er kam in Gebrauch. Es ersetzte in vielen Fällen den Titel. Man sagte nicht mehr: „Was wünscht der Herr Graf?" sondern „Was wünscht Er?" Und dies war die Anredeform, die von den Höchsten nidriegeren, vornehmen Personen gegenüber ausschließlich gebraucht wurde. Aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts stand das Er schon wieder unter dem Ihr. Zur Zeit Friedrich des Großen wurden Studenten und Schüler der oberen Klassen höherer Schulen und Untergebene mit Er angeredet.

Doch auch das Ihr hatte scheinbar seine Würze verloren. Hatte der Mönch Otfried von Weißenburg statt des Du die Mehrzahl davon, das Ihr in Gebrauch gebracht, um größere Achtung und höhere Ehre zu bezeugen, so nahm man um 1730 die Mehrzahl von Er, das Sie, als Anrede höhergestellten Personen gegenüber in Gebrauch. Nachweislich ist das Sie als Anrede zum erstenmale im Jahre 1667 einem Fürsten gegenüber gebraucht worden.

Zu diesen vier Anredeformen des 18. Jahrhunderts gesellt sich in der Zeit noch ein fünftes „Man", wie aus alten Schriften zu ersehen ist. „Man hänge ihn! Man gehorche!"

Liest man die Werke, Dichtungen und Briefe aus jener Zeitperiode, so findet man die Anreden Du, Er, Ihr, Sie und Man oft sehr willkürlich gebraucht, selbst von den Dichterfürsten Göthe und Schiller.

Im Jahre 1764 machte die preußische Regierung eine Erhebung, welche Anredeformen in Preußen gebräuchlich wären. Es wurde festgestellt, daß im Westen das Ihr vorherrschte, im Osten ausschließlich das Du. Seit der Zeit fiel das Du laut Gesetz in behördlichen Schreiben ganz fort. Das Ihr erhielt sich noch bis etwa 1810. (Hardenbergsche Reformen.)

Von da an gab es in der deutschen Schriftsprache nur noch zwei Anredeformen. Das Du für nahestehende Personen (Familienglieder und Angehörige unter sich, jedoch mit gewissen Vorbehalten, und Freunde unter einander), und das Sie für alle übrigen Menschen.

Die Anredeformen Er und Ihr werden in der Schriftsprache gar nicht mehr gebraucht. Das Ihr aber hört man in der Umgangssprache der Kanada-Deutschen noch auf Schritt und Tritt. Das Man ist als Anredeform aus der Schriftsprache wohl gänzlich verschwunden und findet nur noch Anwendung in Kochbüchern und Rezepten: „Man nehme einen Eßlöffel Rizinusöl und".

Die jetzt gebräuchliche Anredeform Sie ist die dritte Person der Mehrzahl, also eine Form, die sich in keiner anderen Sprache findet.

Die meisten Völker Europas (und europäischen Völker in Amerika?) bedienen sich in der Anrede der zweiten Person der Mehrzahl.

So die Engländer des „you", welches dem deutschen Ihr entspricht. Jedoch gebraucht der Engländer im Gebet und in Liedern Gott gegenüber die Anredeform „thou", das unserem Du entspricht. „Lord, thou hast been our dwelling place in all generations" Psalm 90, 1.

Die Holländer gebrauchen das „gij". Ob das „Jie", das in der Altkolonieen Mundart drüben und hüben gebraucht wird, etwa von diesem holländischen „gij" abstammt und dem hochdeutschen Ihr entspricht?

Viele, wohl alle Kinder der Deutsch-Kanadier, sowohl die der Alteingewanderten, als auch die der Neueingewanderten, wissen wohl, daß das englische „you" nicht dem deutschen Du entspricht, und bedienen sich des Du doch mit Vorliebe.

Warum wohl?

Ich glaube, daß auch in Kanada herrschende soziale Ordnung dazu beiträgt, das Du zu gebrauchen. Die Rank- und Klassenunterschiede zeichnen sich hier bei weitem nicht so deutlich und kraß ab wie in Europa oder gar wie in Rußland. Der Durchschnitts-Kanadier zählt sich jedem anderen kanadischen Bürger ebenbürtig, bekleide der auch die höchste Stellung, Amt oder Würde.

Ich gebe hier ein wirklich erlebtes Gespräch aus meiner Erzählung, „Der Weg, den die Ahnen gingen", als Illustration zu obigem wieder:

„Bist du ein Deutscher?"
„Ja!"
„Wo kommst du her?"
„Von Manitoba."
„Nein, ich meine, wo du herstammen tust?"
„Ach so! Ich komme von Rußland."
„Bist schon lange drin?"
„Acht Monate".

„Das habe ich mir allweil schon last nigh̃t gedenkt, daß du ein Grüner bist, wie du angeklopft hast und dann dich so grausig dumm benommen hast. In Kanada muß man überall wie zu Hause sein und immer wissen, daß man unter allen Kanadiern der größte und der beste ist und gerade so viel chances hat, wie irgend ein anderer Esel, und daß auch der Premierminister nicht mehr ist und höher steht, als unsereiner selber. In Kanada gibt's keinen Kaiser, Zaren, König oder Grafen! Gleichheit ist hier und Freiheit! Wenn ich zu einem Schulbub „you" sag', so sag' ich auch zum Premierminister „you"! Hier gibt's keine „Sie's", nur „Du's"! Das merke dir, Hans, und du wirst vorwärts kommen, plenty of chances here"!

Dieser alteingewanderte Deutsch-Kanadier glaubte, daß man das Du hier gebrauche, weil hier alle gleich sind und keine Standes- und Klassenunterschiede herrschen.

Aber es mag auch noch andere Gründe und Ursachen dafür geben, denn:

Aus etj nao Kanada maol kaum,
Wea, waut mie't meaaschte Wunda naum,
Daut jedamaun, auf tjlien, auf grot,
Met mie sitj stald opp goodem Foot.
Enn jieda doch etj mott mie hia tjani,
Seßt wurd hee nich „Du" enn nich „Peeta" mie nane!

„Woo jeith it, Peeta? Hau die „Du"
„Woo jeit't dee Tjinja en diene Fru"?
„No, 't jeit", säd etj, „enn woo jeit 't An?"
Enn schtratjt toom Gruß dee Haund am han.
Dee wurd miene Haund jeweß doch nich seene!
Enn etj, jao etj docht: „Dee deit sich waut meene"!

Enn saoken docht etj: „Send dee blind?
Es daut woll Aunstaund, wan een Tjint
Mie rädt mett „Du" enn „Peeta" aun,
Enn denkt, it es een groota Maun?
Wan daut mao miene Tjinja hia weare,
Etj wurd an daut „See" enn den „Aunstaund" aul leare".

Voolt feftien Jaoa hab etj see heat
Daut „Du" enn „Peeta" dwautsche Wead!
Noch tjeenem hach etj se aufgewant,
Fom eajnen Tjint waortj soo jenant!
Enn wear't nich toom Lachi, wurd schratjlich etj raore;
Je Voß kuntj sondaog ut'e Hut mie faore.

Ons aula jeit't je hia mao knaup
Dee bilje Pries enn schlajti Kraup!
Met eenem Woat: Aus waj dee Schnee,
Reatjt Hauns dee Betjs knaup bot's Tjnee.
Soo'n twee Jaoa haud hee dee Betjs aul mußt draoge,
Dee Jung wull daoräwa fetwiewle'n fezaoge.

Ut'n olen „Smok" schneet Ma am too
Ne Betjs, dee reatjt oppe Schoo.
Enn aus see dee eascht toopjeneit,
Wea schtolt uns Jung, groot siene Freid:
„Tjitj, Faoda, woo fein dee Lempe sitj laje!
Sie'tj groot nu enn kaun die „Peeta" aul saje?"

Dee jratre Tjinja 'n miene Fru,
Dee lachte meißt too Schaund sitj nu ....!
„Däm hab 'tj doch feinen Aunstaund leat!
Haft he, fraog etj, „fon junt daut j'heat?"
„Fon ons?" sajt dee Mitsch, „Nij 'n Schima;
Daut „Peeta" enn „Du" tjemt vom kanadischen Tjlima!"

Eine Bitte.

Hat vielleicht jemand von den Neueingewanderten „Krylows Fabeln" in russischer Sprache mit herübergebracht? Wenn ja, bitte ich denjenigen mir zu schreiben, ob er sie mir für kurze Zeit leihen will. Ich bin gerne bereit alles Porto zu tragen und auch Leihgebüren zu bezahlen.

P. J. Klassen,
Superb, Sask.

Einweihung der Bibelschule am 26. November 1939.

Vor vier Wochen durfte ich berichten von der Eröffnung des Unterrichtes in unserer Bibelschule hier in Steinbach, der dann noch bis jetzt in dem Versammlungshause der M.B.-Gemeinde stattfand.

Heute nun, nach einer vom Herrn reichgesegneten Woche, wo uns täglich aus dem reichen Schatze des Wortes Gottes, das Brot des Lebens dargereicht wurde, in Evangelisations, Erweckungsversammlungen, trauten Bibelstunden, an den Nachmittagen, wo uns der Herr so fühlbar nahe war mit seinem Heiligen Geiste, da der Herr uns dazu die l. Brüder H. S. Voth, Winkler, der von Sonntag bis Mittwoch unter uns weilte und uns diente und Br. D. D. Dörksen, Boissevain, der von Mittwoch bis heute im Segen mit dem süßen Evangelium unter uns war, hergesandt hatte.

Heute nun darf ich mitteilen von der Einweihung der Bibelschule, die der Herr nach Seiner Güte und Gnade uns geschenkt, und wie die Schule unter großer Beteiligung, in feierlicher Weise eingeweiht wurde.

Es waren dazu auch die werten Lehrer der Winkler Bibelschule, die l. Brüder Abr. Unruh und Abr. Kröker, und Gäste von Morris, Fannysdale und anderen Plätzen erschienen. Die Einweihungsfeier nahm in der Bruderthaler Kirche, um 2 Uhr nachmittags ihren Anfang wurde eingeleitet von dem Vorsitzenden des Vereins der Bibelschule, Br. Peter Riesen Burwalde, mit Psalm 84, 1—5, wo die Lieblichkeit der Wohnungen des Herrn besungen wird; er war zugleich auch der Leiter des Programms.

Vom Gemeindechor wurde der wunderschöne Psalm: „Ich hebe meine Augen auf", im Liede gesungen. Br. Hein. Fast hatte zum Thema: Die Gegenwart Gottes nach Salomos Gebet, 1. Kön. 8, 22—30 und fügte dem noch hinzu Kap. 9, den 3. Vers, wo es heißt: „Ich habe dieses Haus geheiligt, welches du gebaut hast, daß ich meinen Namen daselbst hinsetze ewiglich und meine Augen und mein Herz sollen daselbst sein allezeit." (Min. Bibel).

Wieder ein Lied vom Chor: „O großer Gott!"

Br. Abr. Unruh las die Geschichte 1. Sam. 3, 1—11. Der Knabe Samuel sollte dienen lernen im Tempel unter Eli, der schwach geworden war. Werden die Diener am Worte schwach, dann beruft Gott sich Knaben, das finden wir in der Geschichte. Die Mutter brachte den Knaben in das Haus Gottes; er sollte vor Gott dienen, und der Knabe Samuel lernte so dienen vor Gott, daß keines seiner Worte auf die Erde fiel. Die Mutter brachte aber zugleich mit dem Knaben, als sie ihn entwöhnt, in

das Haus des Herrn, in die Bibelschule, drei Farren (Ochsen) ein Epha Mehl und eine Kanne Wein. Br. Unruh machte die Bemerkung, wenn das immer geschehe, wenn Eltern ihre Kinder in die Bibelschule bringen, dann würde die Schule schon bestehen. Br. Unruh schloß seine wichtige Rede an die Schüler, an die Lehrer, an die Gemeinden mit den hochwichtigen Worten: In unserer Bibelschule soll Gott rufen; die Lehrer sollen den Ruf Gottes deuten; die Schüler sollen den Ruf Gottes hören und antworten in aller Demut. Rede Herr, dein Knecht höret!

Die Bibelschüler sangen dann das Lied: „Selig sind die, welche trauen dem Gott, der Liebe und Gnade."

Br. Abr. Kröker, Winkler, schilderte die Steinbacher als progressive Leute, auch in dem, daß sie für ihre Kinder, für die ganze Umgebung die Bibelschule erbaut hätten und bezeugte dann den wahren Erfolg und das Gelingen beim Studium des Gesetzbuches, des Wortes Gottes, der Bibel in der Schule mit den Versen Josua 1, 8—9 (wichtig nachzulesen). Lehrer Joh. Bärg stimmte ein mit Worten der Freude und der Anbetung, wenn der Psalmist 118, 24. 25 ausruft: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht; wir wollen froh sein und uns freuen an ihm! Ach Herr, hilf! Ach Herr, laß wohlgelingen!" Hat der Herr uns die Schule gegeben, so geben wir Ihm sie wieder. Sie soll ein Licht sein auch in der Umgebung und weit hinaus über ihre Grenzen; sie soll ein Bollwerk gegen die Sünde sein, aber dann auch soll sie sein, eine Stätte der Einigung in dem Herrn.

Br. Niesen wies noch hin auf das Gebet des Propheten Nehemia Kap. 1. Br. P. J. B. Reimer sagte das Lied „Sag mir die heilge Kunde" an, während dem die Kollekte gehoben wurde, darauf begab sich die ganze Versammlung zur Bibelschule, wo an der Tür der Baumeister Abr. Brandt mit bewegten Worten an die große Volksmenge seine Dankbarkeit bekundete, daß er die Bibelschule erbauen durfte, sprach auch die Hoffnung aus, daß er nach dieser Zeit in ein Haus einziehen werde von Gott erbaut. Er dankte den Arbeitern auch für alle ihre freiwillige Betätigung am Bau der Bibelschule. Als er Br. Niesen die Schlüssel überreichte und die Türen nach beiden Seiten hin geöffnet wurden, ergoß sich die ganze große Schar von Teilnehmern mit dem Liede: „Jesu geh voran", in das Haus.

In der Bibelschule las Br. Reimer mit lautvernehmbarer Stimme (er wird nun bald 80 Jahre voll) Jak. 1, 18: „Absichtlich hat er uns erzeugt durch das Wort der Wahrheit, damit wir ein Erstlingsopfer seiner Geschöpfe würden." (Min. Bibel). Nachdem Br. Reimer dieses Wort an etlichen Beispielen kurz erklärt hatte, hielt er in seiner ehrwürdigen, priesterlichen Art und Weise, das Weihegebet. Alle und alles, was mit der Bibelschule zusammenhängt einschließend, wurde dem Herrn übergeben. Mächtig brauste dann durch die hohen Räume des Hauses der Choral: „Nun danket alle Gott!" Vor dem Hause, brüderlich Abschied nehmend, in dem Bewußtsein, der Herr wirds versehen, der Herr wird alles wohlmachen und mit einem Segenswunsch für die Bibelschule im Herzen, begab ein jeder sich in das Seine.

Mit brüderlichem Gruß Euer Mitpilger nach Zion, Js. Braun.

Konferenz im Reiche der Finsternis.

Ein Gleichnis. (Aus dem Englischen)

Der Fürst der Finsternis „Beelzebub" hatte seinen Thron bestiegen, sich erhebend sagte er: Es ist mir eine große Freude, so viele meiner treuen Diener um mich zu sehen, ohne Zweifel ist unsere Sache im mächtigen Fortschritte begriffen. Meine Absicht ist nun, diejenigen meiner Diener, die sich am erfolgreichsten im Aufbau meines Reiches, und in Bekämpfung meines Feindes und Gegners, **der christlichen Religion**, bewiesen haben, angemessen zu belohnen und zu ehren.

Aus diesem Grunde ersuche ich nun diese Versammlung, daß jeder von Ihnen hier Mitteilung geben möge von der Art seines Wirkens, wie auch von dem Erfolge seiner Arbeit unter den Menschenkindern. Der Herr „Kriegsmann", als der älteste meiner Diener, möge zuerst das Wort haben und uns erzählen, was er getan hat.

„Kriegsmann": Ich danke Ew. Majestät für diese Ehre. Es dürfte kaum nötig sein zu sagen, wie weit zurück, bis Erschaffung der ersten Menschen, schon meine Arbeit begonnen, auch ist es unnütz zu erzählen, da Ihnen schon bekannt, wie viele Greuel und Verderben das Blutvergießen, dieses Schlachten der Menschenkinder anrichten, wie viele Witwen und Waisen werden durch den Krieg gemacht, wie viele hoffnungsvolle Söhne werden den Eltern geraubt und Herzen bluten gemacht, hohe Steuern, Zerstörung von Eigentum, von Saaten, Getreidefeldern und Gärten habe ich verursacht durch den Krieg; auch erwecke ich den Geist der Rache und der Eifersucht und Verzagtheit. Und Millionen von Menschen habe ich, der Kriegsmann, in ein frühes Grab gestürzt, und zu uns in das Reich der Unterwelt gebracht.

Doch Majestät, ich will Ihre Aufmerksamkeit noch darauf lenken, daß ich trotz des Elendes, was ich hervorgerufen, trotz dem Jammer und Mangel, und den ungeheuren Staats-Schulden, die durch mich gemacht wurden, dennoch nicht als ein „Feind" der Menschheit angesehen werde, sondern als einen „Freund" betrachtet man mich; vielfach werde ich geschmeichelt, geehrt und ausgezeichnet, fast jedes Buch, das geschrieben wird, lobt mich und rühmt meine Siege und Eroberungen und meine Tapferkeit. In den Schulbüchern der kleinen Kinder wirkt mein Geist **verderbend** auf das unschuldige Gemüt, auch schenkt man Ihnen in der frühen Jugend Säbel, Flinten, Trommeln usw. und in ihren Bilderbüchern findet man Soldaten, Kanonen und Schlachtfelder abgebildet, ja selbst an den Christbaum, den man dem Friedenskönig Christus zu Ehren für die Kinder aufstellt, hängt man Kriegsgeräte an, als Flinten, Trommeln, Säbel usw. für die Kleinen.

Der Friedens-Freunde sind sehr wenige auf Erden und die Lehre ihres Stifters ist wenig beachtet unter den Menschen, deshalb ist es meinem Geiste der Rache und des Krieges so viel leichter, fast die ganze Welt zu durchdringen und darum glaube ich, geehrter Herr Beelzebub, auch von Ihnen die größte Ehre und Anerkennung zu verdienen".

Jetzt kamen die Vertreter der berauschenden Getränke, als Brantwein, Rum, Wein und Bier, und sich erhebend sagten sie: „Wir können nicht leugnen, daß das von dem Herrn Krieg Gesagte wahr, und er im Werke des Verderbens der Menschheit Großes getan hat, doch beanspruchen wir den Vorzug vor ihm, aus der Tatsache unserer größeren allgemeinen Ausdehnung, denn wir dringen in jede Stadt, jedes Dorf, ja fast in jedes Haus, da der Herr Krieg doch nur eine Klasse der Menschheit erreicht. Mehr Blutvergießen, Armut, Verderben und Zerrüttung von Familien verursachen wir, und obschon als Feind der Menschheit bezeichnet, schützen uns die Gesetze, die Behandlung gegen uns ist als gegen einen Freund; die feinsten Gesellschaften stellen uns auf den Tisch und wenn wir zuweilen von einigen Temperenz-Arbeitern angegriffen werden, so steht, nach Anschein, die ganze Welt für uns ein, und kämpfen für unsere Freiheit zum Arbeiten. Sogar einige unserer Feinde machen dennoch „mäßigen" Gebrauch von uns und empfehlen dieses auch noch anderen zu tun. Aber wie Sie wissen, verlassen wir den Ort, wo wir erst Eintritt finden, nicht bis wir das Werk des Verderbens vollständig gemacht haben.

Ganz besonders aber beanspruchen wir Anerkennung wegen unserer Erfolge in **Seelenverderbnis** und braucht dieses keiner weiteren Erklärung, denn die Tatsachen sprechen täglich dafür."

Herr „Tabak" erhebt sich jetzt mit diesen Worten: „Meine Herren Mitgenossen und Freunde! In Bezug auf Alter kann ich mich nicht den letzten Herren Rednern und noch viel weniger mit Herrn „Krieg" vergleichen, denn mein Anfang ist verhältnismäßig neu. Auch respektables Aussehen fehlt mir, man nennt mich oft schmutzig, sogar giftig, und die Sinne schwächend. Ich habe in Wahrheit auch keinen guten Geruch, Geschmack oder Aussehen und dennoch übersteigt meine Beliebtheit bei weitem die der Vorredner. Mit dem Geschäft der letzten Redner bin ich mit wenigen Ausnahmen genau verbunden, so daß sie ohne mich schwerlich solche Erfolge haben würden und ich verdiene mit Recht einen großen Teil der Ehre, die ihnen zuteil wird. Mein Wirken ist dann auch wieder ein unabhängiges von ersteren; die gebildeten Familien, ja die Mehrheit der Führer anerkennen mich freudig. Auch in den Häusern für Anbetung und christliche Versammlungen habe ich vielfach Zutritt. Die Herren berauschender Getränke wollen gültig machen, daß sie mehr seelenverderbend wirken, doch dieses ist sehr zweifelhaft. Die Bibel, dieses von uns vielfach gehaßte Buch, sagt 1. Kor. 3, 17: „So jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben; denn der Tempel Gottes ist heilig; der seid ihr." Ich weiß wohl, daß wir alle, auch ich, Feinde haben. Aber ich habe von allen die wenigsten, ich behaupte mich durch die ganze sogenannte Christenheit. Sogar bei Bekennern der Heiligung finde ich Eintritt und Anerkennung und darf sie durch Rauch oder Saft verunreinigen. **So mancher gibt für mich mehr aus, wie für wohltätige Zwecke.** Alle müssen sich meinen ekligen Gestank und Anblick gefallen lassen, dem Kinde in der Wiege verderbe ich die reine, gesunde Luft und schwäche die Sinne. Ich bitte doch hierüber nachdenken zu wollen, welche Klugheit es von meiner Seite bedarf, solch ein offenbares und sündhaftes Uebel wie mich, unanstößig, sogar achtbar für sogenannte gute Gesellschaften zu machen.

Ew. Majestät tadeln vielleicht, daß ich vor Beginn meiner so wirksamen wie erfolgreichen Geschäftes so viel Zeit unbenutzt ließe, aber ich kenne mein Geschäft und bitte um Geduld, Herr Prinz. Wenn ich früher gekommen wäre, ehe die allgemeine Verdorbenheit der Menschen so um sich griff, ehe die Vernunft verfinstert und das gesunde Urteil samt dem Verstand so geschwächt wurde, so hätte ich keinen Eingang gefunden. Die Obrigkeiten bekämpfen mich anfänglich mit den härtesten Strafen, aber trotzdem schwang ich mich zum allgemeinen Götzen empor und Mund und Nase stehen mir zu Diensten, und in Rollen gerollt braucht man mich, um mir zu räuchern. Meine Anbeter sagen nun, daß sie ohne mich einsam fühlen und der Einfluß meines Genusses beruhigend sei, und wenn ich manale sind Gereiztheit und Unzufriedenheit die Folgen, mein Genuß hingegen verwandelt diese in Freundlichkeit und Zufriedenheit. Während mein Gebrauch ohne Zweifel die Nerven erregt und ergreift, habe ich meine Anbeter gelehrt und sie so für mich gewonnen und eingenommen, daß sie behaupten mein Einfluß sei beruhigend und mein Mangel wirke Unbehaglichkeit ja öfter solche Unleidlichkeit, daß die armen Frauen froh sind und den letzten Pfennig opfern damit der Vater nur Tabak bekommt und freundlich ist.

Meine Herren Mitarbeiter in Beelzebubs Reich, kann ein Seitenstück hierzu in unserer Geschichte gefunden werden, das mehr erfolgreich im Aufbau des Reiches der Finsternis wirkte und Erfolg hätte!"

Bravo! schloß nun der Fürst der Finsternis die Versammlung, ich kann nur dahin entscheiden, daß Herr Tabak unwiderlegbar den größten Sieg errang und ich ihm die größte Ehre, die größte Stellung in meinem Königreiche zuerkennen muß.

„Habt nicht Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis, strafet sie aber vielmehr". Eph. 5, 11.

(Obiges Gleichnis ist mit kleinen Aenderungen neu in Druck gegeben von Johann Schröder.)

Free Tract Society, (Inc.)
746 Croker Street, Los Angeles, Cal.
(Eingesandt von Jakob Reimer.)

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House,
Winnipeg, Man., Canada,
H. Neufeld, Editor.

Erscheint jeden Mittwoch.

Abonnementspreis für das Jahr
bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen
Jugendfreund $1.50
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:
Rundschau Publishing House
672 Arlington St.,
Winnipeg, Man., Canada

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1. Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.
2. Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen auch den der alten Poststation an.
3. Weiter ersuchen wir unsere Leser dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch das Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.
4. Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

Das Leben des Christen.

(Von Fr. Kammerloch, Winnipeg.)

Die Mennonitische Rundschau sollte ihrem Inhalte nach „Der Christliche Wegweiser" mit Recht heißen. Was für schöne Artikel finden wir da, von alten Glaubenspionieren uns zur Wegweisung niedergeschrieben, wie herzerfrischend wirken diese wuchtigen, felsenfesten Bekenntnisse eines wahren Christen an seinen lieben Heiland und wahren Führer. Beim Lesen solches Bekenntnisses muß auch der verhärteste Atheist seinen verblendeten Sinn ändern. Ja gewiß, es gibt einen ewigen, gütigen, allmächtigen Gott, Schöpfer Himmels, der Erde und aller Kreaturen. Jeder Mensch, ob Christ, Jude, Mohammedaner oder Heide fühlt und spürt in sich ein Gewissen, das ihm immer anzeigt, so er seinen Mitmenschen gegenüber unrecht handelt, ihn mit Gewissensbissen peiniget und ihn zu Gutem mahnt. Und was ist das Gewissen anderes, als Gottes Stimme? Als der wahre Beweis, daß es einen Gott gibt? Das Gewissen ist ein Gegenstand, über den man ganze Bücher schreiben könnte und dann doch nur einen Bruchteil von dem gesagt hätte, was es in Wirklichkeit ist, weil es eben etwas Göttliches ist, daß von unserem schwachen Menschenverstande nicht ganz begriffen werden kann. Die Bolschewisten in Rußland wollen den lieben Gott abschaffen, am Kreml in Moskau haben sie oben die Inschrift angebracht: „Es gibt keinen Gott, Religion ist Opium für das Volk." Aber trotz allem Freveln und Wüten können sie doch die Stimme ihres Gewissens nicht zum Schweigen bringen, in Blut wollten sie diese Stimme ertränken, aber auch das will nicht gelingen. Man tanzt, lästert und tobt, aber die Unruhe im Innern, Gottes mahnende Stimme bleibt, ist mit nichts aus der Brust zu bannen. Ich schreibe das, weil es mir ein Sowjetbeamter eingestanden hat. Ich mußte ihn als Fuhrmann aus unserem Dorfe in die 18 Werst entfernte Wollostverwaltung fahren. Es war ein wunderbar schöner Frühlingstag, Sonnenschein, grünendes junges Getreide, die Luft voll singender Lerchen. Ich konnte nicht schweigen und fragte ihn, ob er als Kommunist denn nicht daran glaube, daß ein gütiger Gott dieses alles erschaffen habe. Und schon war das mir sehr wichtige Thema angeschnitten. Als ich erst sah, daß ich ihm in dieser Frage überlegen war, ließ ich nicht mehr locker und nahe vor unserem Ziele gestand er mir ein, daß ihm sein Inneres immer wieder sage, daß es eben doch einen Gott gibt, daß er nun aber zur Partei übergetreten schon mit dem großen Strome schwimmen müsse. 75 Prozent des russischen Volkes sind heute in dasselbe Schicksal verstrikt. Man schwimmt eben mit. Um bei diesem Mitschwimmen nicht unterzugehen, mußten wir eben auswandern, und es wurde, wie Herr Classen so schön sagt: „Die Heimat zur Fremde und die Fremde zur Heimat." Alle Heiden, wo sie auch leben mögen, tragen dieses Gefühl in sich, daß es ein höheres Wesen, einen Gott gibt. Deshalb errichten sie diesem unsichtbaren, aber sicher fühlbaren höheren Wesen zu Ehren Götzen aus verschiedenem Material und in den verschiedensten Gestalten und Formen. Um diesen errichteten Götzen ein wohlgefälliges Werk zu tun, liegt der Inder mit bloßem Rücken Wochen und Monate lang auf spitzen Nägeln, ein anderer steht barfüßig auf zerschlagenem Glas und auf einem Fuße lange Zeit, andere geißeln sich und fügen sich auf andere Art die schrecklichsten Verstümmelungen zu, alles in der Meinung sich dadurch ein ewiges Leben zu erwerben. Nur einmal im Jahre unterbrechen diese Märtyrer ihre Qualen, wenn die Götzenpriester im Beisein des Landesherrschers und des Volkes den großen Hauptgötzen, der auf schwerem Wagen mit breiten Rädern steht aus seinem Tempel an vielen Seilen zu einer Rundfahrt ziehen lassen. Glücklich und selig fühlt sich, wenn dieser zerwundete, zerbeulte, mit wunden Füßen heranhumpelnde Büßer an einem Ende des Seiles mitziehen darf. Aber die dem Götzen wohlgefälligste Tat ist, wenn sich der Büßer unter die Räder des Götzen wirft und zermalmen läßt. Von den Götzenpriestern werden besonders die Weiber gepriesen, welche ihre kleinen Kinder unter die Räder des Götzenwagens werfen. In den Spuren des Wagens hinterbleiben rote, blutige Fleisch- und Knochenklumpen. Die Priester, wie der Volkshaufen toben und jubeln diesen armen der ärmsten Müttern zu. Auch diesen armen verblendeten Menschen sagt ihre innere Stimme, daß es ein höheres Wesen gibt, dem zu Ehren sie bereit sind, ihre Teuersten zu opfern, ihr Kind, ja sogar ihr Leben.

Die Gelehrten der alten Griechen und Römer, welche auch noch Heiden waren, wie: Sokrates, Plato, Aristoteles, Seneca und andere, suchten das Gewissen, oder besser ihre Seele zu ergründen und zu verstehen. Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so sucht die menschliche Seele nach ihrem Gott. Wer von uns wollte nicht das ewige Leben haben? Einer von diesen Heiden konnte schon schreiben:

Seligkeit erwartet alle,
Wenn sie von Not das End erlöset,
Zwar folgt der Leib jedwedes der zwingenden Macht
Des Todes. Doch lebendig bleibt zurück
Des Lebens Ebenbild; und dieses alles stammt von Gott.

Zu der Zeit des großen römischen Reiches forderte man, daß der weltbeherrschende Kaiser göttlich verehrt wurde. Der Kontrast zwischen den Glückslehren und dem wirklichen Glück der alten Griechen und Römer war sehr groß. Epikur sagt: „Genieße". Die Güter dieses Lebens nach Möglichkeit auskosten, das ist nach ihm das wahre Glück des Menschen. „Entsage", mahnen die Stoiker nach ihrem Meister Zeno, der sagt: „Enthalte dich und halte aus". Man versucht eins wie das andere. Im Genießen findet man aber das Glück nicht, also sucht man es im Entsagen, in der Gemütsruhe. Die erstere stoische Richtung war denn auch unter den Philosophen jener Zeit vorherrschend. Man mußte eben erfahren, daß der raffinierte Luxus der Zeit, die üppigen Mahlzeiten und Schwelgereien den Menschen nicht befriedigen konnten, vielmehr nur allen Qualen brachten. Das Leben wurde trotz aller Kultur immer schwerer und trüber, unsicher, schal und wertlos.

Die besser Denkenden ahnten und warteten auf eine Erlösung und Errettung aus diesem Chaos. Diese Ahnung geht auch durch die gesammte müde, traurige und sündige Welt. Durch die Propheten Israels und Weltweisen war ein Erlöser, Weltretter prophezeit und vorausgesagt. Und der Erretter des armen Menschengeschlechtes kam in Person unseres lieben Heilandes und Erretters Jesus Christus. Dieser Lehrer zeigte erst den Menschen den richtigen Lebensweg, wie wir, die wir uns Christen sind, leben sollen. Sein Hauptgebot ist: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und deinen Gott über alles." Täglich und stündlich sollen wir den Spruch: „Was du nicht willst, das dir man tu, das füg auch keinem andern zu", im Gedächtnis und im Herzen haben.

Die christliche Lehre ist so einfach und klar, daß ein kleines Kind sie verstehen und begreifen kann, und kein Sophist sie umstoßen kann. Die christliche Lehre unterscheidet sich von allen anderen religiösen Theorien dadurch, daß sie den Menschen nicht durch allgemeine Gesetze das Gute zu geben sucht, sondern dadurch, daß sie dem Menschen den Sinn seines Lebens erklärt, indem sie ihm zeigt, worin das Böse und worin das Gute seines Lebens besteht. Und dieser Sinn des Lebens, der dem Menschen durch die christliche Lehre geoffenbaret wird ist so sonnenklar und überzeugend, daß jeder, der ihn einmal begriffen hat, und nun weiß, worin das Böse und worin das Gute seines Lebens besteht, unmöglich bewußt das tun will, worin er das Böse seines Lebens erblickt, sondern das, worin er das Gute desselben sieht, genau wie das Wasser nicht anders, als abwärts fließen, die Pflanze nicht anders, als zum Lichte streben kann.

Der Sinn des Lebens, den das Christentum den Menschen geoffenbaret hat, besteht darin, daß wir den Willen dessen erfüllen, der uns in diese Welt gesandt hat, und zu dem wir gehen wollen, wenn wir aus ihr scheiden.

So besteht also das Böse nur im Abweichen von diesem Willen und das Gute nur in Erfüllung dieses Willens, die so einfach und klar ist, daß sie unmöglich mißzuverstehen ist. Kann auch schlecht falsch ausgelegt werden. Wenn du dem andern nicht tun kannst, was du dir wünschest, so tue wenigstens dem andern nicht, was du dir nicht wünschest. Du sollst nicht lügen, betrügen, stehlen, nicht töten usw. Du, mein lieber Mitchrist weißt das alles, also wie du nicht willst, daß andere dir solches tun, so tue das dem anderen nicht, immer gut sein, alle lieben, wenn es auch deine Feinde wären. Du sollst nicht töten und wie viele Menschen werden gerade jetzt im Kriege unschuldig hingemordet. Jeder Christ weiß und glaubt es, daß der Krieg ein großes Unrecht und eine Sünde ist. Es ist nicht der Platz, hier zu ergründen, wer und was den Krieg verschuldet. Ueber diese Frage ist schon viel geschrieben und gesprochen worden, und wäre dieses Blatt ja viel zu klein, um all die Ursachen aufzuzählen, welche zu den Kriegen führen. Doch glauben und hoffen wir, daß die Kriege nochmals aus der Welt verschwinden werden. Alle Scheidungen zwischen Reiche, Völkern, Nationen und Kofessionen werden verschwinden. Es wird dann nur ein Reich von Brüdern und Schwestern geben. Kein Leid, kein Streit oder Krieg werden dann mehr sein. Möchte dieses Friedensreich doch bald seinen Anfang haben. Wir Christen sind berufen, die Vorarbeiter in diesem neuen Reiche zu sein.

Alte Bilder.

Mein Großvater Kornelius Dörks (Dürksen) mütterlicherseits wurde in Muntauerweide, Preußen, 1789 geboren. Sein Vater eignete ein Häuschen mit etwas Land und war ein Leinwandweber; und sein Großvater ein armer Tagelöhner bei einem mennonitischen Aeltesten, bei dem er auf dem Hof in einer Arbeiterkatte wohnte, so lange er arbeitsfähig war. Als er alt wurde, mußte er einer jüngern Kraft weichen und an die Luft gesetzt. Ein Lutheraner erbarmte sich des arbeitslosen und heimatlosen Mennoniten und nahm ihn gastfreundschaftlich auf in seinem Hause. Abends saßen die beiden oft stundenlang am Tisch und erbauten sich aus Gottes Wort, Mennonit und Lutheraner. Seinem Sohn Jakob empörte solche Behandlung von seiten eines mennonitischen Aeltesten so, daß er lutherisch wurde und unter die Soldaten (vielleicht des alten Fritz) ging. Daraus ist ersichtlich, daß beinahe 200 Jahre zurück auch einige Spitzen unseres Mennonitenvölkleins noch lange nicht dem in der Bergpredigt gesetzten Idealen entsprachen.

Der Großvater wurde von Kind auf zu ständiger Arbeit angehalten. Schule besuchte er nur so viel, daß er lesen und schreiben lernte. Mit 10 Jahren mußte er bereits Garn spinnen für den Webstuhl. Wenn der Vater die auf Bestellung gewobne Leinwand an die Kunden ablieferte, mußte er ihn begleiten. Es ging dann durch Wald und Flur. Meistens Wald und oft durch tiefen Schnee. Auf dem Rückwege mußte er Garn oder Flachs tragen helfen. Bei diesen Wandrungen bekam er von seinem Vater Religionsunterricht, der als Unterlage die biblischen Geschichten dienten. Das entspricht der Vorschrift, den Moses den Kindern Israel nach 5. Mose 6 gab. Ob das zu jener Zeit, in der das Schulwesen noch in den Kinderschuhen steckte unter den mennonitischen Familien Regel war?

Als Großvater 14 Jahre alt war, wurde er als Kleinknecht an einen Großbauern vermietet. Das war eine Zeit harter Arbeit, oft über das Maß jugendlicher Kraft von früh morgens bis spät abends. Im Winter war die Dreschzeit des Roggens mit dem Flegel. Der Oberknecht, ein starker Kerl, verlangte dabei genau dasselbe Maß Arbeit vom kleinen Jungen, als er selber tat. Besonders schwer war das Heumachen des hohen dichten Grases in der „Nadering". Manchmal war er bis Mittag so ermüdet, daß er nicht essen konnte.

„Scharwerken" ist für unser Geschlecht ein völlig unbekannter Begriff. Wir aus Rußland Eingewanderte wissen noch seine Bedeutung. Im Alltagsleben meinte es meistens eine angenehme Abwechslung, wenn die Jungmannschaft des Dorfes zu einer öffentlichen gemeinsamen Arbeit beordert wurde. Wenn es ein Regierungsprojekt war, wurden wohl alle Arbeiter mehrerer Dörfer zugleich herangezogen. So auch zur Zeit meines Großvaters, der ja von Anfang bis zu Ende die „Franzosentied" mit allen Leiden und Beschwerden miterlebte. In dieser Zeit war bekanntlich Preußen unter Napoleon Bonapartes Herrschaft. Für ihn mußten mennonitische Jünglinge und junge Männer scharwerken, als Podwoden, Schanzen graben usw. Als bei so einer Gelegenheit der Kaiser durchkam, brach an seiner Korosse die Deichsel. Diesen unfreiwilligen Aufenthalt benutzte er zur Besichtigung der Schanzen, als grade Großvater auch an der Arbeit war und hatte somit Gelegenheit ihn aus nächster Nähe zu sehen. „De Franzosetied un Aune Twalw" bot für Großvater immer wieder Stoff zur Erzählung.

Als er seinen eignen Hausstand gegründet, arbeitete er, wo sich ihm Verdienstmöglichkeiten boten, aber widmete sie auch der Weberei. Zu jener Zeit war wohl kaum in jedem Hause eine Bibel. Großvater hatte auch keine. Doch auf einem Ausruf war es ihm möglich, eine zu erstehen. Das war für ihn ein Ereignis. Er beschloß jeden Tag eine halbe Stunde früher aufzustehen, damit er sein bestimmtes wöchentliches Quantum Leinwand weben und doch den Sonnabend Nachmittag für sich zum Lesen der Bibel erübrigen könne. Dadurch erwarb er sich eine gründliche Bibelkenntnis, wie auch durch späteres fleißiges Forschen darin. Unsre Großeltern waren ja ungebildete Leute nach unserm Begriff, doch besassen sie durchschnittlich einen ungewöhnlich gesunden Menschenverstand, der sie wirtschaftlich und kirchlich kennzeichnete. Entschieden hatte gründliche Bibelkenntnis etwas damit zu tun. „Forsche darin (der Schrift) Tag und Nacht, denn als dann wird dir dein Weg gelingen und dann wirst du weislich handeln!" Joh. 1, 8.

In jener Zeit fand ja die Auswandrung an die Molotschna nach Rußland statt. Anfänglich war er ein Gegner derselben und begründete es mit dem Psalmwort: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!" Doch änderte er seinen Sinn und schloß sich 1820 derselben an. Die lange Reise war in jener Zeit mit viel Mühe und mancherlei Beschwerden verbunden. Auf das Wägelchen wurden die armseligen Sachen gepackt, die für die Reise unentbehrlich waren. Frau und Kind nahmen auch Platz. Wenn die Wege einigermaßen fahrbar waren. So wurde die Reise mit einem Pferdchen vor dem Fuhrwerk angetreten. Wie oft mußte Großvater selber ziehen helfen, wenn es dem Pferd allein nicht möglich war vorwärts zu kommen. Es liegt auf der Hand, daß dann auch die Frau marschieren mußte. Wir haben keine Ahnung, unter welchen Mühsalen und Beschwerden die Auswanderung vor sich ging. Die Reise endete in Alexanthal, noch eine weite unbewohnte Steppe. Er war Mitbegründer des Dorfes. Manche von diesen ersten Ansiedlern habe ich noch gekannt. Darunter waren von Herzen fromme Leute, die dem Dorfe das Gezeuge gaben bis in die jüngste Zeit. Zum Schluß — Großvater, durch Veranlassung seines ältesten Sohnes Kornelius, änderte er seinen Namen von Dörks zu Dürksen, darin folgte ihm seine ganze Verwandschaft. So weit mir bekannt, wird der Name Dürksen nur von der Nachkommenschaft dieser Linie gebraucht.

Heute Morgen, den 29. November, ist Aeltester Ohm Abram Ratzlaff nach schwerem Leiden selig im Herrn entschlafen. Wills Gott, später mehr über sein Leben und Wirken.

Mit Gruß

C. H. Friesen.

Winnipeg, Man.

Durch ungewolltes Uebersehen in der Druckerei, ist unsere Anzeige für Weihnachtswaren in der vorigen Nummer der Rundschau in sehr gekürzter Form erschienen. Möchte daher die werten Leser auf unsere Anzeige in dieser Nummer aufmerksam machen. Hoffentlich kommen noch recht viele Bestellungen ein. Wünschen allen Lesern recht frohe, glückliche Weihnachten und ein gesegnetes Neues Jahr! H. Riediger.

Das Lied einer großen Liebe.

Fl. L. Barclay

(Fortsetzung)

Garth streckte die Hand über den Tisch zu ihr hinüber, und in seiner ganzen Haltung lag gespannte Erwartung.

„Das kann ich nicht, Herr Dalmaine", erwiderte Schwester Rosemary mit leiser Stimme. „Ich habe mir die Hände verbrannt. O, nicht schlimm! Sie brauchen nicht zu erschrecken. Nur mit einem Schwefelhölzchen geschah es, während ich blind war. Doch nun erzählen Sie mir das, was Sie und mich nahe berührt."

Garth zog seine Hand fort und umklammerte seine Knie. Er lehnte sich im Stuhl zurück und blickte empor. Sein Gesicht trug so sehr den Stempel der Reinheit und einer über die Versuchungen niederer Naturen erhabenen Gesinnung, daß Janes Augen sich bei dessen Anblick mit Tränen füllten. Je länger sie ihn ansah, um so mehr gab sie sich Rechenschaft davon, was die Liebe zu ihr und die schwere Leidensschule an ihrem geliebten Garth ausgerichtet hatten.

Er begann leise, ohne sich direkt an sie zu wenden: „Ist er Ihnen sehr viel?"

Janes Augen konnten sich nicht satt sehen an dem treuen Gesicht. Janes tiefe Bewegung klang aus Schwester Rosemarys Stimme.

„Er ist mir das Liebste auf der Welt", antwortete sie.

„Liebt er Sie, wie Sie geliebt zu werden verdienen?" forschte Garth weiter.

Jane senkte den Kopf und küßte die Stelle auf dem Tisch, wo seine ihr dargebotene Hand gelegen hatte. Dann erwiderte Schwester Rosemary: „Er liebte mich weit mehr, als ich es verdiente!"

„Warum sagen Sie, „liebte" mich? Ist „liebt" nicht richtiger?

„Ach nein", versetzte Schwester Rosemary mit gebrochener Stimme, „denn ich fürchte, ich habe seine Liebe dadurch verscherzt, daß ich ihr mißtraute und mich ihrer nicht würdig erwies."

„Nie und nimmermehr", rief Garth. „Die Liebe hört nimmer auf. Sie mag eine Zeitlang tot, ja sogar begraben erscheinen — aber bricht der Ostermorgen an, siehe, da ersteht sie wieder! Gekränkte Liebe gleicht einem Vogel mit nassem Gefieder. Er kann weder fliegen noch sich erheben. Aber mit jedem Flattern fallen mehr Tropfen ab; jeder Augenblick, den der Vogel in der Sonne verbringt, trocknet die kleinen Federn, und es dauert nicht lange, so kann er sich wieder auf die Wipfel des Baumes schwingen, und das nur um so besser nach dem Bade, das ihn doch aller Schwungkraft beraubt zu haben schien."

„Ach, wenn mein Geliebter nur auch sein Gefieder trocknen könnte", flüsterte Schwester Rosemary. „Ich fürchte aber, ich habe ihm nicht nur die Flügel naß gemacht, sondern sie ihm beschnitten — ja — noch Schlimmeres — sie gebrochen."

„Weiß er, daß Sie sich ihm gegenüber so sehr im Unrecht fühlen?" fragte Garth sanft.

„Nein", erwiderte Schwester Rosemary, „er will mir keine Gelegenheit geben, ihm zu erklären, wie sehr er sich selbst und mir damit schadet, daß er mein Benehmen nur von seinem Standtpunkt aus sehen will".

„Armes Kind", sagte Garth im Tone teilnehmenden Verständnisses. „Ich habe selbst eine so traurige Erfahrung gemacht, daß ich es denen, deren Lebensglück geknickt ist, nachfühlen kann. Doch befolgen Sie meinen Rat, Schwester Rosemary. Legen Sie schriftlich ein rückhaltloses Geständnis ab. Sagen Sie ihm genau, wie alles gekommen ist. Liebt er Sie wirklich, so wird er für jede Aufklärung, die Sie ihm geben, dankbar sein. Ich hoffe nur, er läuft nicht spornstreichs hierher und holt Sie mir weg".

Jane lächelte unter Tränen. „Wenn er mich haben wollte, müßte ich sofort zu ihm gehen, Herr Dalmaine", sagte sie.

„Wie graut mir vor dem Tage, an dem Sie zu mir kommen und mir sagen werden: Ich muß fort!" erwiderte Garth. „Und wissen Sie — jetzt darf ich Ihnen das offen bekennen — ich habe manchmal über ein Mittel nachgedacht, Sie ganz hier zu fesseln. Sie sind so völlig alles dessen würdig, was ein Mann Ihnen zu bieten vermöchte — seiner ganzen Liebe, daß ich es als großes Unrecht empfunden hätte, Ihnen zuzumuten, Sie möchten mit weniger vorlieb nehmen — darum möchte ich Ihnen sagen, daß ich ein teures Bild in meinem Herzen trage. Alle anderen erbleichen allmählich. In meiner Blindheit kann ich mir kaum mehr ein klares Bild machen von den vielen lieblichen Gesichtern, die ich gemalt und bewundert habe. Alle sind mehr oder weniger verschwommen und undeutlich geworden. Dies eine aber tritt um so klarer hervor, je länger die Dunkelheit besteht. Es wird mich mein Leben lang begleiten; ich werde es im Tode sehen — dieses geliebte Angesicht. Sie liebte mich nie, ich aber liebte sie mit einer Liebe, die es mir zu einem Ding der Unmöglichkeit macht, einem anderen weiblichen Wesen das Beste anzubieten. Hielte ich aus selbstsüchtigen Gründen um die Hand einer anderen an, so würde ich ihr ein unsagbares Unrecht zufügen. Ihr nie gesehenes Antlitz würde mir nichts sein, während das der eigentlichen Geliebten mir in dem mich umfangenden Dunkel immer vorschweben und mir die finstere Nacht erleuchten würde. Auch die Stimme wäre mir nur teuer, insoweit sie mich an letzter Stimme erinnerte. Liebe Freundin, wenn Sie für mich beten, so bitten Sie Gott, daß er mich davor behüte, jemals die Unaufrichtigkeit zu begehen, irgendeinem Mädchen oder einer Frau eine solche Scheinehe anzubieten, wie es eine Verheiratung mit mir wäre."

„Aber", sagte Schwester Rosemary Gray „— sie — sie, die schuld ist, daß Sie einer anderen nichts Echtes mehr bieten können, — sie, die das Beste vom Weizen, die volle Aehre haben könnte — — —"

„Sie hat sie ausgeschlagen", erwiderte Garth. „Die Aehre war ihr weder schön noch voll genug. Sie war ihrer nicht würdig. O, mein Kind, Sie können sich keinen Begriff machen, was es für einen Mann bedeutet, wenn er der Geliebten nicht ebenbürtig erscheint."

Garth barg bei diesen Worten das Gesicht stöhnend in den Händen. In der Bibliothek herrschte Totenstille.

Plötzlich kam es leise von Garth Dalmaines Lippen, ohne daß er den Kopf erhob: „Jetzt fühle ich wieder, was ich Doktor Brandt sagte — und zwar deutlicher denn je — ausgenommen einmal, als ich allein im Zimmer war."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Augen, denen Garth vertraute.

„Sie fahren, scheint es, gern Auto?" fragte Garth.

Sie waren zum ersten Male miteinadner im Automobil spazieren gefahren und tranken nun zusammen den Tee in der Bibliothek. Es war erst Montag nachmittag, und doch hatte Janes Erfahrung im Blindenreich schon manches Vorrecht erworben.

„Ja, ich fahre sehr gerne, Herr Dalmaine", sagte Schwester Rosemary, besonders bei so schönem Wetter".

„Waren Sie schon einmal in einem Hause, wo ein Automobil gehalten wurde?" fragte Garth.

Schwester Rosemary zögerte einen Augenblick, dann antwortete sie herzhaft: „O ja, schon oft, und ich bin auch verschiedene Male in Doktor Brandts Auto vom Bahnhof abgeholt worden, wenn ich zu ihm in die Sprechstunde mußte, um mir die nötigen Anweisungen von ihm geben zu lassen."

„Es muß sich herrlich arbeiten lassen unter einem Manne wie Doktor Brandt", erwiderte Garth, „und doch bin ich davon überzeugt, daß Ihre besten Leistungen in der Regel Ihre eigene Erfindung sind. Hat er Ihnen zum Beispiel die Idee mit dem Aufenthalt im Blindenreiche gegeben, oder ist sie aus Ihnen selbst gekommen? — Dachte ich es mir doch. War das ein Unterschied heute mit dem Auto gegen sonst! Es schlug nicht plötzlich ein langsameres Tempo an, um an etwas vorüberzukommen, u. es hupte auch nicht, da sie gesagt hatten, was sich auf uns zu bewegte oder ein paar Meter vor uns auf der Straße daher kam. So war ich immer auf alles vorbereitet, und die Fahrt war wirkliches Vergnügen für mich. Dank Ihrer Güte war ich über alles, was vorging, ebenso schnell orientiert, als wenn ich mein Augenlicht gehabt hätte."

Jane preßte die Hand aufs Herz. Wie leicht konnte sie das Leben des Geliebten erträglich machen, und wieviel unnötige Qualen ihm ersparen!

„Wissen Sie, Herr Dalmaine", sagte Schwester Rosemary, „als ich gestern nachmittag mit Sir Brandt im Auto nach dem Bahnhof fuhr, machte ich an mir selbst die Erfahrung, wie unbehaglich einem zumute wird, wenn man dahinsaust, ohne zu sehen, was ringsumher vorgeht und doch unbewußt die ganze Zeit angespannt aufpaßt, im Geiste die Entfernungen mißt, das Tempo beurteilt, und sich bei jeder Drehung fragt, was sie wohl bedeuten mag. Wenn wir miteinander ausfahren, ersetzen lassen."

„Wie gut Sie sind!" sagte Garth dankbar. „Demnach haben Sie also Sir Brandt bis zuletzt nicht gesehen?"

„Nein, ich habe ihn gar nicht gesehen. Er drückte mir nur beim Fortgehen die Hand, und ich blieb im Auto sitzen, hörte aber noch den Zug zur Station hinausfahren."

„Ist es Ihnen nicht schwer geworden, ihn kommen und gehen zu lassen, ohne ihn zu sehen?"

Jane lächelte. „Ja, es ist mir sehr schwer geworden", antwortete Schwester Rosemary, „aber ich wollte es durchmachen."

„Ach", kam es wie ein Seufzer der Erleichterung über des Blinden Lippen. Das Bewußtsein, verstanden zu werden, tat ihm unaussprechlich wohl. Dieser aus der Tiefe der Seele kommende Seufzer der Erleichterung war hinreichende Belohnung für das tapfere Herz, das bis zuletzt darauf verzichtet hatte, die Binde abzunehmen.

„Wenn ich das nächste Mal im Blindenreich an einem Kreuzweg stehe, wo es heißt, sich von einem Freunde oder einer Freudin zu trennen, so werde ich mich daran erinnern: Eine treue Gefährtin hat das um meinetwillen auch durchgemacht", sagte Garth.

„Ach, und die Mahlzeiten!" bemerkte Schwester Rosemary lachend. „Sind die nicht beinahe komisch in ihrer Tragik?"

„Ja, freilich; ich hatte gar nicht daran gedacht, was Sie mir nun auch hierin nachfühlen können. Bisher konnte ich Ihnen nie klarmachen, warum ich meine Mahlzeiten durchaus allein einnehmen wollte. Sie wissen nun auch etwas von der Jagd, nicht wahr?"

„Jawohl", antwortete Schwester Rosemary, „gewöhnlich ist das, wonach man sucht, fort — schließlich aber findet man es dort, wo man es am wenigsten erwartet. Nun, Herr Dalmaine, ich habe mir jedoch Verschiedenes ausgedacht, was die Sache sehr erleichtern wird. Wenn Sie sich darin ergeben wollen, Ihre Mahlzeiten mit mir zusammen an einem kleinen Tisch einzunehmen, so werden

Sie die Erfahrung machen, wie glatt alles abgeht. Später, wenn ich noch bei Ihnen bin, wenn Sie Besuche empfangen, müssen Sie mich zu Ihrer Linken sitzen lassen — ich helfe Ihnen dann in so unauffälliger Weise, daß es niemand merkt."

(Fortsetzung folgt.)

Unter Mennoniten und deutschsprechenden Indianern.

Von Propst Martin Marczynski.)
(Eingesandt von Peter J. Dörksen.)

Auf meiner Dienstreise nach Asuncion zur Einführung des neuen Pfarrers der dortigen deutschen evangelischen Gemeinde habe ich die Gelegenheit meines Aufenthaltes in Paraguay benützt, um die mennonitischen Volksgenossen zu besuchen, die vor 5 Jahren aus Rußland und Sibirien flüchteten und im Jahre 1930 im paraguayischen Chaco angesiedelt worden sind.

Es ist mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden, dorthin zu kommen. Man fährt zunächst von Asuncion mit dem Dampfer den Parguay aufwärts in 30 Stunden bis Puerto Casado, von da gehts auf einer Privatkleinbahn 145 Kilometer nach Osten, von dort ist es noch 110 Kilometer landeinwärts bis zur Mennonitenkolonie Fernheim. Die Kolonie besteht aus 18 Dörfern, die je nach ihrem Entstehen numeriert und außerdem nach den deutschen Dörfern in Rußland benannt sind z. B. Lichtfelde, Gnadenheim, Wiesenfeld, Friedensfeld, Rosenort usw. Im Zentrum der Gesamtkolonie liegt der Stadtplatz Philadelphia. Für Benutzung der Eisenbahnstrecke ist man ganz von dem Wohlwollen des Besitzers der Bahn, des Großindustriellen und Estancieros Casado, abhängig. Diesem gehören im paraguayischen Chaco 3000 paraguayische Leguas (- paragu. Legua - 4,3 Quadratkilometer). Wer Herrn Casado nicht genehm ist, hat keine Möglichkeit, zu den Mennoniten vorzudringen. In freundlichster Weise verwandte sich die deutsche Gesandschaft in Asuncion für mich bei Herrn Casado. Dieser stellte mir daraufhin sein Schienenauto zur Verfügung, sodaß ich die 145 Kilometer Bahnstrecke in vier Stunden zurücklegen konnte, während der Zug zwölf (!!) Stunden für diesen Weg braucht. Die Fahrt mit dem Schienenauto hatte auch die Anehmlichkeit, daß ich weniger von den Mosquitos gepeinigt wurde, die sonst zu Millionen die im Zuge befindlichen Reisenden überfallen.

In Km. 145 erwartete mich ein Lastauto der Mennoniten. Es war entsetzlich heiß und schwül. Zum Trinken hatte ich mir leichtsinnigerweise nichts mitgenommen, unterwegs gab es nur mehr oder minder fragwürdiges Wasser, das meine Begleiter mit großem Behagen tranken, das ich aber in Erinnerung an üble Fronterlebnisse ablehnte. Nur einmal konnten wir in einem Hause eine Flasche Wein erstehen, der trotz seines Geschmackes nach Mottenpulver doch eine wahre Erfrischung bot. Da es Monate lang nicht geregnet hatte, waren die Wege verhältnismäßig gut. Und endlich nach achtstündiger Fahrt kamen wir glücklich in dem Stadtplatz der Mennoniten Philadelphia an. Kaum waren wir unter Dach und Fach, da setzte ein Regen ein, wie ihn die Mennoniten sich schon lange ersehnt und erbeten hatten. Auch an den folgenden Tagen gab es so starke Regenfälle, daß die Kolonisten nunmehr die schon längst notwendige Frühjahrsbestellung vornehmen konnten.

Der Regen hat meinem Besuch in den Kolonien keinen Abbruch getan, diesen vielmehr wirksam unterstützt. Nach der langen Trockenperiode war die Stimmung der Bauern eine recht verzagte geworden, die Frühjahrsbestellung drängte, konnte aber nicht vorgenommen werden, da der Regen fehlte. Als dieser nun endlich kam, hob sich auch die Stimmung, und neuer Mut, neue Hoffnungsfreudigkeit beseelte die Kolonisten.

Wenn in deu deutschen Kolonien und Gemeinden, die ich bisher besucht habe, Regenwetter eintritt, fällt der Gottesdienst aus. Es ist dann unmöglich, die Kolonisten zu irgend einer Versammlung zusammenzubekommen. Unsere Gemeindeglieder in Kamp und Urwald wohnen zu sehr in der Zerstreuung und zu weit von der Kirche entfernt, als daß sie auf den grundlosen Wegen zum Gotteshaus durchdringen könnten. Die Mennoniten haben ganz anders gesiedelt. Sie leben nicht in der Zerstreuung, sondern in fester Geschlossenheit. Jedes Dorf besteht aus einer breiten eineinhalb Kilometer langen Dorfstraße, an der sich links und rechts die Gehöfte mit einer Breite von etwa 100 Meter hinziehen. Im ganzen wohnen 25 Familien in jedem Dorf. Die Bewohner haben ein eigenes Meldesystem. Wenn eine Versammlung stattfinden soll, so gibt ein Nachbar dem andern die Nachricht weiter. So brauchten meine Besuche in den einzelnen Dörfern nicht lange vorher angemeldet zu werden. Wenn ich kam, ging die Nachricht von meinem Eintreffen von Haus zu Haus, und am Abend konnte ich dann vor zahlreich versammelter Dorfgemeinde Gottesdienst halten, mochte es schönes Wetter sein oder regnen. Die Gottesdienste der Mennoniten verlaufen in der Art unserer Bibelstunden mit Lied, Gebet und Ansprache. Die Prediger werden von der ganzen Gemeinde ernannt, sie sind zugleich Lehrer oder Bauern. Eine wissenschaftlich theologische Bildung besitzen sie nicht, einige von ihnen haben Kurse in Bibelschulen besucht. Fast in allen Gemeinden gibt es einen Gesangschor, der mit dem Vortrag von Chorgesängen am Gottesdienst mitwirkt und den Gemeindegesang wirksam trägt, was sehr notwendig ist, da vorläufig noch keine Instrumente, Orgel oder Harmonium, vorhanden sind. Jedes Dorf besitzt eine Schule, die von einem pädagogisch vorgebildeten Lehrer geleitet wird.

Die kirchliche Gemeinschaft der Mennoniten ist im 16. Jahrhundert, in der Zeit der Reformation, in Friesland entstanden. Ihr Begründer ist der ehemalige römisch-katholische Priester Menno Simons. Die Mennoniten halten die Erwachsenentaufe und verwerfen die Eidesleistung und Kriegsdienst. Ein formuliertes Bekenntnis besitzen sie nicht? Sie benützen die Luthersche Bibelübersetzung als Grundlage ihres Glaubenslebens. Die Bewegung sprang von Friesland nach Holland, Elsaß-Lothringen und der Schweiz über und weiterhin nach Ost- und Westpreußen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wanderten die ost- und westpreußischen Mennoniten nach Rußland aus, wo ihnen von der Kaiserin Katharina II. großer Länderbesitz geschenkt und weitgehende Privilegien „auf ewige Zeiten" zugesichert wurden. Landbesitz und Vorrechte wurden den Nachkommen von den Bolschewisten genommen. Daher ist ein Teil von ihnen von dort nach Paraguay ausgewandert.

Was mich bei meinem Besuch der rußlanddeutschen Mennoniten besonders beeindruckt hat, ist der ausgeprägte Gemeinschaftssinn. „Gemeinnutz vor Eigennutz. Glaube und wisse, der angefangene Gemeinschaftsbau ist die Zukunft unserer Kinder."

Dieser Spruch grüßt einen, wenn man den Gemeindesaal im Gemeindeamt des Stadtplatzes Philadelphia betritt. Das ist keine Phrase: dieser Grundsatz ist in den 5 Jahren, in denen die Mennoniten in Paraguay angesiedelt sind, in die Tat umgesetzt worden. Sie haben gemeinsam ein Industriewerk angelegt, bestehend aus Sägewerk, Oelmühle und Getreidemühle, gemeinsam ein Hospital mit Entbindungsstation errichtet, in dem eine ausgebildete Krankenschwester und eine Hebamme arbeiten. Sie sind jetzt dabei, die Zentralschule von dem Dorfe Schönwiese nach dem Stadtplatz Philadelphia zu verlegen. Die Schulgebäude, Lehrerwohnungen und das Internat sind bereits unter Dach und Fach. Im neuen Schuljahr soll die Uebersiedlung nach Philadelphia vor sich gehen. Die Zentralschule ist eine gehobene Bürgerschule mit vierjährigem Kursus, in die die Schüler nach dem Besuch der Dorfschule übergehen können. Es ist geplant, auf der Zentralschule einen zweijährigen Kursus zur Ausbildung von Lehrern aufzubauen. Alle gemeinnützigen Bauten in Dorf und Standtplatz werden von der Gesamtheit der Kolonisten angelegt. Jedes Gehöft ist verpflichtet, unter der Leitung eines Baumeisters vier Tage Arbeit dafür zu leisten.

(Schluß folgt.)

Tabor College.

Die zweite Sechswochenperiode der Schule ist vorüber und die Studenten haben wieder die Examen genommen. Eine Anzahl der Studenten hatte sehr gute Schularbeit getan und andere haben den Grad nicht gemacht. Alle neun Wochen werden die Grade an die Eltern ausgeschickt, so daß sie sehen können, wie die Schularbeit getan wird.

Wir erwarten die Staatauffseher von Topeka, Kansas, als Besuch. Diese Inspektoren, die wir erwarten, werden die Schule besuchen, um zu sehen, welcher Art die Schularbeit ist. Die Auffseher bestehen aus Miß Louie Lesslie „Secretary of the State Board of Education", und Professor H. E. Chandler, „Chairman of the committee of Relations with Junior Colleges".

Am Mittwoch, den 8. November, wurde das Thema „Jugend" in der Andachtsstunde behandelt. Professor Richert las mehrere Schriftstellen, die auf dieses Thema hinzeigen. Etliche von seinen Studenten lieferten dann spezielle Nummern.

Der Missionsverband gab am Montag Morgen, den 13. November, ein Programm in der Andachtsperiode. John Ediger leitete die Gebetstunde nach welchem ein Quartett, Hulda Löwen, Rosella Leppke, Henry Böse und Roland Wiens, das Lied: „No One Cared for Me Like Jesus", sang. Ein Mädchenoktett sang dann: „I Go this Way But Once". Der Vorsitzende von dem Missionsverband, Roland Wiens, gab dann eine Ansprache über „Follow Me". Zum Schluß wurde das Lied gesungen: „Where He Leads Me I Will Follow".

An der Debatte in diesem Jahr beteiligen sich folgende sechs Studenten: William Johnson, Clifford Eitzen, Herman Warkentin, Celeste Schröder, Ernest Schellenberg und Dan Görtzen. Der Ratgeber für sie ist Professor Orlando Harms. Die Debattenfrage, worüber sie argumentieren, ist: „Resolved that the United States should follow a policy of strict economic and military isolation toward all nations outside the Western Hemisphere engaged in armed international conflict." Die Redner besuchten kürzlich eine „debate forum" in Arkansas City, und sie haben noch verschiedene Plätze, die sie in der Zukunft besuchen wollen.

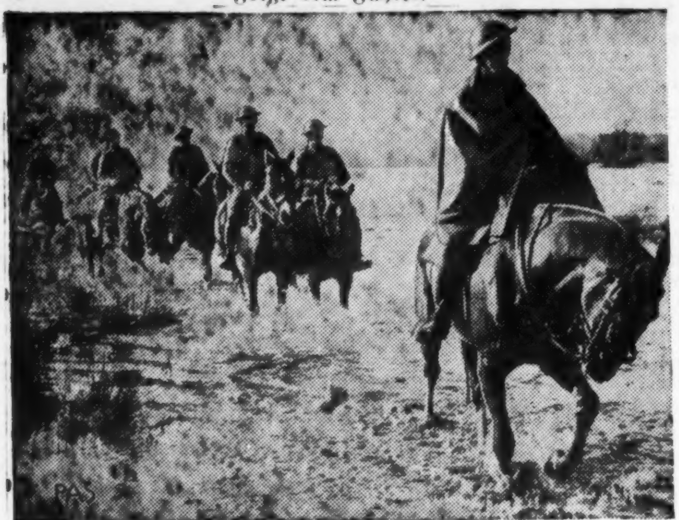
Eine neue Organisation, woran die Studenten Interesse haben, ist der Deutsche Verein. Die Leiter dieses Vereins sind Vorsitzender Pete Enns; Schreiberin, Ruth Ewert und Ratgeber, Dr. Krahn und Prof. Foote. Dieser Verein hält jede andere Woche seine Sitzung. Der Zweck des Vereins ist, daß die Studenten mehr mit der Deutschen Sprache bekannt werden, und daß sie diese mehr schätzen lernen. Ein Rednerwettstreit im Deutschen soll in der Zukunft gehalten werden, so daß die Studenten eine Gelegenheit haben sich im Deutschen zu üben. Das Thema, worüber sie sprechen werden, ist: „Warum besuche ich Tabor College?"

Luella Lohrenz.

— Elliot Roosevelt, hat die Arbeiterwelt dringend aufgefordert, Frieden zu schließen, um sich nicht ihre Freunde zu entfremden.

— Washington. Der Geologe Dr. Homer Porter teilte mit, daß Konstruktionsarbeiter, die das Fundament für die Chariers Creek-Brücke legen, einen zehn und ein halbes Pfund wiegenden Zahn eines Mammuths fanden, der vor 125,000 Jahren an dieser Stelle weidete. D. Zahn ist ungewöhnlich gut erhalten. Die Krone ist nicht beschädigt und fast alle Wurzeln sind vorhanden.

Folge dem Führer.



Irgendwo in England. Tanks und Trucks haben nicht vollständig die Benutzung der Pferde im Militär ausschalten können. Diese Pferde sind insbesondere darauf trainiert, reißende Ströme zu überschwimmen, um an der Westfront eingesetzt zu werden. Von der englischen Zensur erlaubt.

Ihre Zukunft ist in der Hand des Richters.



St. Louis, Mo. Da ihre Eltern kaum in der Lage sind, ihre weiteren 9 Kinder zu versorgen, hat der Richter zu entscheiden, ob diese Drillingsgeschwistern LaVerne, Laura und LaVonne (von links nach rechts) Stillman, die jetzt 6 Monde zählen, einzeln zu adoptieren sind.

Wenn ein Panda dem andern begegnet.



Brookfield, Ill. Es gab eine warme Begrüßung, als der neue riesige Panda im Brookfield Zoo eintraf, um für Mei-Mei eine Gesellschaft zu sein. Der 60 Pfund schwere Ball von Fell, schwarz und weiß gefleckt, der letzte, der noch West China verlassen durfte, und hier in Chicago seinen Stammesgenossen antraf, der einzige Platz in der Welt, wo zwei Pandas zusammen weilen, denn es gibt nur noch 3 weitere, die die Gefangenschaft mit diesen teilen.

Eine reiche Goldmine ist in Georgia entdeckt.



Dahlonega, Ga. Mit Flinten bewaffnet stehen die Posten am Ausgang einer Hundert Jahre alten Calhoun Goldmine, in der die Arbeit aufgenommen ist. Die Mine hat gezeigt, daß dort reiches Metal Bonanza Ore zu erbeuten sind, die $60,000 die Tonne kosten, die den wertvollen Comstock Lode in Nevada gleichkommen. Das Land ist in Privatbesitz, so daß weitere Sucher dort nichts verloren haben.

— Nachrichten der kanadischen Presse von letzter Woche:

Donnerstag ging die Rote Armee gegen das kleine Finnland los, nachdem Premier Molotoff am Mittwoch Abend den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Finnland bekannt gegeben hatte. Rußland ging zu Lande, zu Wasser und in der Luft vor. Dabei wurden die Hauptstadt u. eine Anzahl anderer Städte bombardiert, wobei viele Zivilpersonen ihren Tod fanden. Finnland hatte die letzte Forderung Rußlands beantwortet und sich bereit erklärt, darauf einzugehen, doch wartete Moskau nicht auf die Antwort. Jetzt hat Finnland die Offensive ergriffen und schlägt die Russen zurück, wo immer sie die Grenzen gekreuzt haben. Die Regierung Finnlands resignierte und unter dem früheren Finanzminister ist ein neues Kabinet organisiert worden, doch wird bekannt gegeben, daß Finnland Rußlands Forderungen, die jetzt auch noch eine Volksregierung verlangt, und auch die Häfen des Arktiks, zurückweisen wird.

Rumänien ist in Aufregung, was es geben wird, sollte Rußland Finnland zerschmettern, daß dann die Reihe an Rumänien sei, um Rußland Macht kennen zu lernen. Vom Westen werden deutsche Truppen dann befürchtet.

Zwischen Rußland und Japan ist eine Vereinbarung zustande gekommen, sonst wäre Rußland wohl nicht los gegangen.

Und vom fernen Osten kommt die Nachricht, daß Japan gedroht, daß es für die englisch-französische Blokade deutscher Ladungen, die Dampfer der genannten Reiche beschlagnahmen wird, um alle Verluste zu decken.

Die U. S. A. haben sich als Vermittler im russisch-finnischen Streit angeboten, doch gibt Moskau darauf nicht einmal Antwort. Die Nachricht, daß Amerika vielleicht seine Beziehungen mit Rußland abbrechen wird, wird berichtet, doch fehlt die offizielle Bestätigung.

Von der russisch-ungarischen Grenze kommt die Nachricht, daß russische Grenzposten an verschiedenen Plätzen die ungarischen beschossen haben.

Es kommt auch die Nachricht, daß Rußlands Forderung an Norwegien, ihr 3 Häfen im Norden am Arktik abzutreten, bevorstehe.

Aus Prag kommt die Nachricht, daß die Leitung der Juden alle Juden aufgefordert hat, sich zu melden, denn alle Juden aus Böhmen und Mähren werden auswandern durch die Hilfe ausländischer Judenverbände.

Die Westfront ist und bleibt ruhig. Von den Weltmeeren kommen aber Nachrichten über weitere Schiffsversenkungen, und in letzter Zeit auch mehr deutsche, die sich aus den neutralen Häfen wagten.

Der November schloß mit dem denkbar schönsten Wetter ab. Am 1. Dezember setzte dann der kanadische Winter ein.

Gebrauchte Bogen und Pfeil.



Star Lake, Mich. Charles Payne, ein Jäger von Walkersville, Mich., zeigt seinen Fang; einen feinen, 135 Pfund schweren Hirsch, den er mit dem Pfeil niedergestreckt hatte.

— Washington, D. C. Senator King von Utah sprach die Ansicht aus, daß Benito Mussolini wahrscheinlich d. Krieg ein schnelles Ende bereiten könnte, falls er die Führung einer Friedensbewegung übernehmen würde. Er sagte, daß Mussolini als der mächtigste Führer außerhalb der kriegführenden wahrscheinlich der einzige Mann sei, welcher eine erfolgreiche Friedensbewegung führen könnte. Nach Kings Ansicht könnte d. Krieg zum Stillstand gebracht werden, falls ein mächtiger Block europäischer Friedensmächte die Einstellung der Feindseligkeit verlangen würde. Mussolinie könnte seiner Ansicht nach einen mächtigen Block bilden, indem er die Balkenstaaten, die skandinavischen Länder, Belgien, Niederlande, Schweiz und andere Nationen, die Frieden wünschen zusammenbringen würde. Er erblickt in dem kürzlichen Zusammengehen zwischen Deutschland und Rußland einen Grund für Mussolini, sich von weiterer Unterstützung Deutschlands zurückzuziehen.

— Detroit, Mich. Ein Sperrfeuer von Backsteinen und anderen Wurfgeschossen verletzte acht Personen und verursachte 22 Verhaftungen, konnte aber nicht verhindern, daß 57 Arbeiter die Streikposten. Linie passierten und in die geschlossene Dodge-Hauptanlage der Chrysler Corporation gelangten.

— Washington, D. C. Landwirtschaftssekretär Wallace wird in nächster Woche nach d. Mittelwesten reisen, um eine Reihe von Ansprachen zu halten, um dort Unterstützung für das landwirtschaftliche Programm der Administration und nach Ansicht einiger Politiker auch um Unterstützung für sich selbst in Verbindung mit der demokratischen Präsidentschafts-Nomination im Jahre 1940 zu erwerben. Wallace wird eine Ansprache an Baumwolle und Weizenpflanzer in Oklahoma City halten und vor seiner Rückkehr nach der Bundeshauptstadt wird er auch in Chicago, St. Paul und Des Moines sprechen. Wallaces Freunde erklären, daß es Wallace hauptsächlich darum zu tun ist, den republikanischen Bemühungen im Interesse der Unterstützung in den Farmgegenden entgegen zu arbeiten und Unterstützung für gesetzliche Verbesserung in den gegenwärtigen Farm.Programmen zu ersuchen.

— Marseille, Frankreich. Französische Blockadebeamten sagten sie hätten einen neutralen Dampfer, der nach Südamerica abfahren wollte, angehalten und ungefähr 100 Deutsche, die sich an Bord befanden, heruntergeholt. Die Deutschen, sagten sie, wurden ins Konzentrationslager gebracht. Es hatten sich, wie die Beamten erklärten, insgesamt ungefähr 250 Deutsche auf dem Dampfer befunden, doch d. Rest wurde die Abfahrt gestattet. Der Dampfer wurde freigelassen, nachdem 250 Säcke mit deutschen Postsachen heruntergeholt worden waren. Der Name des Schiffes wurde nicht bekanntgegeben.

Das Gericht der Wellen.

(Schluß)

Annemagret gewahrte, wie der Nebel, d. gefürchtete Nebel, in immer dichteren, immer undurchsichtigeren Schwaden über d. Wattenmeer zog. Ein Frösteln wollte von ihr Besitz ergreifen. Gott sei herzinnig gedankt, trotz allem, ihr Weg hatte sich nicht im Nebel verloren, sollte nicht im Nebel untergehen, sondern ausreifen in einer Ernte, für die gelitten zu haben sich verlohnte. Wehe ihr und ihrem Jungen, wenn am Steuer nicht ein wegekundiger, befahrener Mann gestanden hatte! Sie wandte sich — vorsichtig, um den schlafenden Knaben nicht zu wecken — auf die Seite, um Jürgen Jürgensens Gesichtsausdruck erkennen zu können. Wie aus Stein unverwandt geradeaus gerichtet, bis endlich aus Nebelschwaden und nächtigem Dunkel das Licht der Insel auftauchen würde.

Die Insel! Die Heimat!

Ein winziges Stücklein Land nur, an dessen Küsten das gefraßige Meer unaufhörlich wühlte und fraß. Auf einer kleinen Erhöhung, der Warft, stand die Kirche, ein schmuckloser Backsteinbau mit einem kleinen Glockenturm, der aus wuchtigen Eichenbrettern gezimmert war: eine trutzige Burg am Meer. Und auf dem Kirchenhügel, um das Gotteshaus hergelegt, der Gottesacker, der im Bewußtsein des Inselvolkes noch gemäß seinem Namen als „Acker Gottes“ angesehen wurde. Wer nicht draußen geblieben war, ein Opfer der „Mordsee“, wen die Wellen nicht wieder ans Land gespült hatten, der fand hier einmal Ruhe, allem menschlichen Streit und Hader entzogen, während der oftmals von schauerlichen Schreien durchzogenen, wilden Nächte nur umheult von der gewaltigen Klage einer gefallenen Schöpfung, tagsüber aber kaum einmal aufgesucht, es sei denn regelmäßig des Sonntags oder eines besonderen Tages, der Anlaß bot, die Kirche aufzusuchen: so bei Begräbnissen, wenn man sich zu ernstem Gedenken in der Kirche einfand.

Ein wenig tiefer aber als die Kirchenwarf standen die Häuser, kaum von einander zu unterscheiden, nicht einmal die Pfaare machte eine Ausnahme. In der Mitte war der Eingang, dem gegenüber, auf der rückwärtigen Seite, ein Ausgang lag, der in den winzigen Garten führte, der fremde Besucher immer wieder durch seinen Blumenreichtum und die Fülle froher Farben überraschte und entzückte. Unter der niedringen Decke hingen — in sorgfältig behüteter Ordnung und Reihenfolge — die Netze, dieser Menschen Haupthandwerkszeug, dessen Gebrauch ihnen ein knappes, durchaus nicht immer gesichertes Brot gewährte.

Annemagret sah das alles greifbar deutlich vor sich, so lichtlos auch die Nebelnacht war. Sie ging im Geiste durch d. beiden winzigen Gassen ihrer Heimat. Da waren die Männer, fast alle den Bartkranz im Gesicht, der ihren keineswegs herzlosen Zügen viel von der Härte aus Kampf und Not des Lebens nahm, Timm Broderson, Vadder Johannsen, Hein Stubbemann, Lür Hagens und wie sie alle heißen. Da sah sie die Frauen, bei d. Arbeit durchweg auf breit aussehenden „Hollschen“ schreitend, bedachtsam, wortkarg, viele vorzeitig gebückt, die jüngeren rank u. schlank wie sie einst gewesen war, bevor sie die arme, aber reine und treue Heimat verließ. Ihr Los und ihr Leben standen fest: sie blieben der Inselheimat verbunden, auch wenn der Freier sie auf eine der benachbarten Inseln holte. Seine Welt war die Welt, aus der sie kamen; was er von ihnen erwartete, war ihnen vertraut von den ersten Kinderschritten an, mit denen sie auf Flett und Warft bewegt hatten. Es bedeutete nicht viel wenn eines dieser Mädchen freite; sie wechselten nur den Ort, nicht den Inhalt ihrer Erdentage. Nur sie, die Annemagret Andersen,, hatte eine Ausnahme gemacht, und sie verlockte wahrlich nicht, ihr Fortsetzung zu geben.

So verrann die Zeit.

Jürgen Jürgensen wußte sich dem Ufer nahe. Sie spürte es an seinem Gehaben, dem ein Inselfremder kaum etwas Absonderliches angemerkt haben würde. Er atmete stärker; sein Blick schien auszuruhen, so scharf er auch immer noch die letzte Fahrstrecke musterte.

Jetzt war es so weit.

Annemagret weckte ihren Sohn: „Djung, nu is't so wiet; wi sünd to Hus!“

Im selben Augenblick befestigte Jürgen Jügensen das Boot; er streckte seine Hand nach dem Vierzehnjährigen aus, den Annemagret ihm entgegenschob. Sie selbst sprang hurtig und gewandt aus Ufer. Mit einem tiefen Atemzuge sprach der Mund: „Ick dank di, Vodder in'n Hewen!“

Da trat ein Mann auf sie zu. Der eisgraue Bartkranz bebte — sie sah es wohl trotz aller Dunkelheit — als er sprach: „Ob Ost, ob West — to Hus dat Best'.“ Es war der Nachbar aus dem Bürgermeisteramt. Er gab ihr die Hand so fest und so umklammernd, daß sie beinahe aufgeschrien hätte. Allein sie wußte was dieser Händedruck besagte: er war die Wiederaufnahme in die große Familiengemeinschaft der Insel, die Schicksalsgemeinschaft.

Jetzt wandte er sich dem großen, gedrungenen Jungen zu: „Wo heetst du woll?“ fragte er weich, — viel weicher, als irgendwer diesem rauhen Recken zugetraut hätte.

Annemagret gab für den Sohn die Antwort: „Jens Anderson hewwt wi em döfft.“

Und diese kurze Antwort war für den Bürgermeister gewichtiger und inhaltsschwerer als ein seitenlanger Bericht. „Jens“ hatte die Mutter ihn taufen lassen nach dem Mädchennamen ihrer Mutter, die jetzt in kaum noch bezwungener Bewegtheit des Herzens die beiden erwartete. Nicht nach dem Vater, der „Willen Lefke“ geheißen hatte, und auch nicht „Jån“, wie der aus der Art geschlagene hieß, der — unstät und fluchtig — vom Meer zu Meer , vom Land zu Land gehetzt wurde, dem die Heimat verloren war und, wenn er die unzulänglich-harten Züge des Richters zeigte. Und „Andersen“ hatte sie — ohne Not — hinzugesetzt, zum Zeugnis, daß sie nicht etwa als „Büßerin“ kam, so beißend und beklemmend auch noch manches Mal die Reue heimlich an ihrem Marke fressen mochte, sondern als aufrechte Frau, die ihren Mann — buchstäblich, denn ihr fiel alle Arbeit des Vaters zu, soweit sie auf der Insel geleistet worden war — stehen wollte, wie sie ihn reichlich fünfzehn Jahre hindurch gestanden hatte, und die diesen Namen an den Sohn einmal weitergab als Vermächtnis und Verpflichtung, darauf bedacht zu bleiben, daß er seiner Mutter — dieser Mutter — Ehre mache.

Der Mann geleitete die Frau und den jungen Deutschen bis an die kleine Pforte, die das winzige Gärtchen vom Hause trennte.

„Un nu mit Gott, ji beiden!“ sprach er schlicht und bewegt. Dann ging er, ohne sich umzublicken, die wenigen Schritte auf sein Haus zu und verschwand schnell in diesem.

Annemagret öffnete die Haustür, die mit einem feinen Glockenspiel einen hellen Dreiklang hören ließ, der Annemagret anmutete wie Himmelsmusik. Aber sie kam gar nicht dazu, das in sich nachhallen zu lassen. Kaum zwei Schritte von ihr entfernt stand eine Frau, der die Tränen aus den Augen liefen über die gefurchten Wangen hinab — stand eine Mutter. Und alle Predigten der Welt hätten Annemagret nicht so gewaltig erschüttern und erheben können, wie das einförmige, immer wiederkehrende: „Mien leewe, leewe Deern!“ und das Weitere: „Mien sööte Djung! Ne, so wat! Och, du leewe Godd! Ick bedank mi ok!“ Annemagret trocknete immer wieder die eigenen Tränen; dann aber barg sie, die einen Kopf größer war als die Mutter, ihren Kopf an deren Brust, darauf im Schoß der Mutter, während der Körper von einem aufwühlenden Schluchzen bebte.

Großmutter Andersen fand zuerst wieder in den Tag zurück. Sie bat ihre Lieben an den gedeckten Tisch, freute sich, als der Junge unbefangen zulangte, und gab der Heimgehrten Nachrichten, die sie erfreuen und in den heiligen Zauber der Heimat einspinnen mußten. In die Lehre wollte ihn der getreue Nachbar nehmen. Damit war die erste Sorge bereits aus dem Wege geräumt. Ja mehr als das! Daß der Bürgermeister sich seiner in dieser weitreichenden Weise annahm, sicherte ihm u. seiner Mutter die Plätze in der Inselgemeinschaft. Für den kommenden Vormittag hatte Peter Petersen, ihr alter Pfarrer und Freund, der die Annemagret einmal getauft, dann eingesegnet hatte, seinen Besuch angesagt. Auch das hatte einen feinen Grund zarter Barmherzigkeit, den Annemagret nicht erahnte. Der alte Mann wußte genau, daß am kommenden Sonntag kaum ein Inselbewohner in der Kirche fehlen würde. Sie würden alle draußen bleiben, bis d. Witwe Andersen mit ihrer heimgekehrten Tochter und dem Jungen durch die Haupttür unter der Orgel schritt. Es hing viel für das Gemüt der Heimgekehrten davon ab, wie die Kirchgänger ihr Herannahen aufnahmen. Wenn auch alle sich befleißigen würden, so zu tun, als ständen sie wie von ohngefähr dort, ohne besondere Absicht, Annemagret war zu sehr ein Kind der Insel, um nicht zu wissen, daß nicht nur ehrliche menchliche Teilnahme, — auch ein gut Teil Neugierde dabei war, die das vorläufige Ende des Abenteuers — so war damals bei allen Inselbewohner Annemagrets Auswanderung in die Stadt aufgefaßt worden — miterleben wollten. Erfuhr man — und der Tag ging nicht zu Ende, ohne daß kein Haus Nachricht von diesem Besuche hatte —, daß der Pfarrer Annemagret sogleich selber aufgesucht hatte, statt etwa erst ihren Gang ins Pfarrhaus abzuwarten oder gar zu fordern, dann hieß d. nichts weniger, als daß der Pfarrer sich schützend vor die junge Mutter stellte. Und war es kaum auch noch nötig, schaden konnte es immerhin nichts, wenn damit jede Neigung zur Splitterrichterei im Keine erstickt war. Des Pfarrers Urteil war nun einmal von jeher die Meinung der Insel; sein Handeln sinnigebend und wegweisend für die Einstellung seiner Pfarrkinder.

Ja, es war schon so, die Heimat wollte an der braven Magret wieder gut machen, was ein Sohn der Heimat an ihr gesündigt hatte.

Der Sonntag kam. Annemagret hatte ihm mit heimlichen Bangen entgegengesehen, und in nicht wegzuleugnender innerer Not begab sie sich auf den Kirchweg. Immer schwerer wurde ihr der Gang, je näher sie zur Kirchwarft kam. Jetzt betrat sie den Friedhof. Den Blick scheu auf den Boden gerichtet, ging sie — langsamer als bisher — d. letzten Schritte dahin. Da löste sich eine Frauengestalt aus der Menge und kam auf sie zu. Es war die Lebensgefährtin des Mannes, der unter den armen Bewohnern dieses Weltwinkels der Wohlhabendste und neben dem Bürgermeister der Einflußreichste war.

„Gratoleer ok!“ sagte sie. „Un di ok, mien leewe Djung!“ Sie streichelte dabei Annemagret die bleiche Wange und dem Jungen das blonde Kopfhaar. Erst dann gab sie Großmutter die Hand.

Annemagret war erfüllt von einem Glück ohne Namen. Die schlichte Frau hatte in der Bewegtheit der Widersehensstunde, unter dem letzten Klingen und Singen der Glocken, das die Säumigen zur Eil ermahnte, das Wort gebraucht, das ständig wiederkehrte, wenn es galt jemanden von der Insel an einer glückhaften Wende des Wegs die Teilnahme zu bezeugen. Was wog dieses eine Wort auf! Was bedeutete es für Annemagret und ihren Jungen!

Und jetzt kam die Frau Pfarrer auch noch heran, —hurtiger, als ihre Beleibtheit es ihr sonst rätlich erscheinen ließ — und ihre Begegnung mit Annemagret Andersen nach deren Heimkehr ließ allen Herumstehenden keinen Zweifel mehr, wie sie sich zu stellen hatten, — so wenig, daß mehr als ein Graubart schnell und unauffällig etwas Nasses wegwischte, was den Blick trüben mußte.

Jetzt setzte die Orgel ein, — das Zeichen, daß nunmehr wirklich geboten war, sich auf die ererbten Plätze im Kircheninnern zu setzen, damit der Gottesdienst einen ungestörten Verlauf nehmen konnte.

Die Jahre gingen hin.

Längst war Jens Andersen aus d. Lehre entlassen und ein ordentlicher Fischer geworden, der auf mancher gefahrenreichen Sturmfahrt, deren Ende nicht abzusehen gewesen war, seine Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit bewiesen hatte. Flinkeren Geistes als die meisten seiner Heimatgefährten, wozu das Leben in Altona und Hamburg das Seinige beigetragen haben mochte, schien er dazu bestimmt zu sein, einmal der Führer der Dorfgemeinschaft zu werden. Jedenfalls hatte d. Bürgermeister mehr als einmal geäußert: „Is't doch'n Glück, dat wi Jens Andersen hebbt!“ Aus Annemagrets Angesicht war die Herbheit d. Züge längst verschwunden, und der Mund hatte sich oft genug zu einem freudeerfüllten Lachen geöffnet. Großmutter träumte ins geheim schon davon, wie sie ihr Leben im Häuschen einrichten wollten und mußten, wenn der große Kerl, der manches Mädchenauge auf sich zog, die junge Frau unter das Dach führte.

— — — — — — — —

Es war wieder einer der Abende, wie Magret ihn mit ihrem Jungen erleben durfte. Und wieder kehrte einer zurück. Aber es sollte eine ganz andere Rückkehr

werden.

Jan Kröger hatte in Hamburg erst einmal abgemustert.

Er war d. Seefahrens müde geworden. Einundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit, wenn man ein ruheloses Gewissen mit sich herum schleppn muß. Vorher hätten auch Jahre vergehen können, ohne daß es ihn besonders in die Heimat gedrängt hätte; sie stand ihm ja offen, so oft und so lange er wollte. Aber ganz anders war es, wenn man wußte, daß man sich in ihr nicht mehr sehen lassen durfte, ohne durch einen geheimen Urteilsspruch als ausgestoßen angesprochen und als ausgestoßen — behandelt zu werden. Jetzt litt es ihn nicht mehr in der Ferne und Fremde. Er hatte alle Meere des Erdenrunds befahren. Ja, er hatte vergessen, hatte das unruhige Gewissen zwingen wollen. Und allgemach war es ihm wenigstens so weit gelungen, daß er zeitweilig der Einen hatte vergessen können, an der er als Verräter gehandelt hatte. Dann war doch die Erinnerung wieder über ihn gekommen und hatte ihn geschüttelt wie mit den unabwehrbaren Fäusten eines fürchterlichen Gerichts. Jetzt zog es ihn endlich einmal wieder nach Hause. Einundzwanzig Jahre waren eine lange Zeit. Inzwischen war viel Wasser über die Watten gewogt und hatte viel zugedeckt. Annemagret Andersen mochte jetzt wohl auf der Warft ihres elterlichen Besitzes wirtschaften, wenn die schmucke u. tüchtige Deern nicht in Hamburg oder in Altona einen Gefährten bekommen hatte, der froh war, diesen gediegenen Menschen zu eigen zu bekommen. Warum eigentlich hatte er nicht nach ihrem Briefe gleich Kurs auf Altona genommen, warum eigentlich nicht? Er wußte es nicht mehr; es war aber sicherlich die Unlust gewesen, sich als gebunden ansehen zu sollen, eine Verantwortung auf sich zu nehmen. Und dabei hatte er d. Annemagret zu Unrecht auf eine Stufe mit den anderen gestellt, die immer, wenn ein Dampfer anlegt, in den Häfen zu finden sind. Und daß er das getan hatte, ja, das war bei allem Bösen das schwerste Unrecht. Aber deshalb brauchte ein Kerl doch nicht auf immer seine Heimat meiden. Einundzwanzig Jahre waren eine lange Zeit. Einmal etwas ausruhen, den alten Graubärten vom Leben auf fernen Meeren und in fremden Ländern erzählen, und dann wieder hinaus in Rausch und Taumel, in Arbeit und Verdienen bis das unrastige Blut endlich etwas zur Ruhe gekommen war und man irgendwo in Hamburg oder Bremen oder Emden oder Kiel für immer vor Anker ging.

Und er hatte sich eine besondere Rückkehr zurechtgelegt, die ihn, d. seebefahrenen Mann, besonders seiner Heimat verbinden sollte. Er wollt über die Watten laufen, wie sie das vor einundzwanzig Jahren gewohnheitsmäßig oft genug getan hatten, er und seine Altersgefährten, wie die Inselbewohner zuhauf. Er wurde gewarnt von einem seiner Mitmatrosen, der ihn vor mancher Unbesonnenheit bewahrt, aus mancher selbstverschuldeten Lage heraus gehauen hatte. Er wehrte lachend ab: „Minsch, du kennst jo de Watten nich; awer ick kenn se as mien Tasch! Ick weet woll Bescheed. Mi kannst nich för dumm verköpen."

Was ihn so hartnäckig seinen Plan verfolgen ließ, das wußte er nicht. Er hat es erst in den allerletzten Erdenminuten ins Bewußtsein aufgenommen, als der Tod bereits seine enthüllende Gewalt geltend machte. Liebe zur alten Heimat wär es. Er wollte bei d. Rückkehr das auf sich wirken lassen, was ihr und den Menschen auf ihr das eigene Gepräge gab. Eine Wattenfahrt auf dem bequemen, breiten Stuhlwagen mit unvergeßlichen Reizen gewesen. Die auf der Insel Eingeschlossenen waren sich vorgkommen wie Auswanderer, die in ferne Welten zogen. Nur, daß sie das beglückende Bewußtsein hatten, bei der nächsten Ebbe wieder sicher und behütet in dem einmalig schönen Zuhause zu sein. Das wollte er genießen bei seinem Marsch auf die Insel zu.

Etwas nachdenklich hatte ihn die Warnung des Freundes doch gemacht. Einundzwanzug Jahre waren doch eine gar lange Zeit; aber er wollte sich wohl sichern. Er nahm seinen Taschenkompaß mit. Dann konnte unmöglich etwas verkehrt gehen.

So marschierte er los.

Alles hatte er bedacht; eines in seine Rechnung nicht aufgenommen. Und dieses zerriß Ueberlegung, Mut, Zuversicht, zerriß ein von Schuld überhauftes Leben, zeigte ihm, daß alles Menschenwollen der Segnung von anderen Höhen bedarf, u. daß dieser Segnung nur versichert ist, wer in Versuchung und Verschuldung sich als Höhenwanderer bewährt.

Er hatte seinen Weg fast beendet.

Da wollte es von allen Seiten auf ihn zu in immer dichteren, immer undurchsichtigeren Schwaden. Wehe dem, der auf den Watten vom Nebel überrascht wurde! Er lief in sein Grab! Er verlor nicht nur den schmalspurigen Weg; er kam auch um keinen einzigen Schritt der Heimat näher! Er ging, schließlich ohne es zu wissen, im Kreise, immer wieder im Kreise. Unterdessen steigen die Wellen um ihn her — höher und höher, bis sie ihm das Sterbelied sangen, das Lied eines grausigen Sterbens unter wogenden Fluten.

Jan Kröger erkannte die Gefahr, in der er sich befand. Um ihn rauschte es immer bedrohlicher. Schon hatte er Mühe vorwärts zu kommen. Das Wasser hatte seine Knie bereits überspült. Er bedurfte aller Kraft, um sich zu behaupten. Wenn er nur genau gewußt hätte, wohin er zu schreiten hatte!

Aber er hatte ja seinen Kompaß!

Er nahm ihn aus der Tasche, wollte ihn betrachten, nahm ihn dicht unter die Augen — vergeblich! Es war nichts mehr zu erkennen Der Nebel nahm ihm jegliche Sicht. So mußte er sich auf seinen guten Stern verlassen. Noch immer mutig, in allen Gliedern die Erkenntnis, d. der Tod mit ihm Wettlauf spielte, und den harten, festen Willen, dem Tode ein Schnippchen zu schlagen wie so oft in seinem gefahrreichen Leben, schritt er dahin. Wie oft hatten sie ihn aus den Tiefen des Weltmeeres herauf-, herausgeholt, wenn sie an Bord kaum einen Pfennig für sein Leben gegeben hätten! Sollte er auf solche Weise elendlich umkommen? Noch war er der Mann, sein Schicksal zu meistern!

Er war es nicht mehr!

Bald genug mußte er es sich sagen.

Da griff die bleiche Angst vor dem Tod, die marternde Furcht vor einem solchen Sterben mit Geierkrallen nach seiner Seele.

Das Wasser hatte bereits die Brust erreicht.

Er sah es ein, weiter zu schreiten war zwecklos. Er mußte stehen bleiben, hoffentlich war es nicht zu fern der Insel. Nach seiner Berechnung mußte er sie fast erreicht haben. Er mußte sich bemerkbar machen. Er begann zu schreien, — langgezogen, laut, flehend, immer wieder, ohne Aufhören:

„Helpt mu doch! Ick versup jo!"

Irgendeiner war doch immer an der Fähre! Gerade bei solchem Wetter! Und daß er etwa auf der rückwärtigen Seite der Insel sein konnte, war ausgeschlossen. Er war ja doch den Wattenweg zwischen den Prielen hin gegangen. So mußt er auch in Richtung Fähre stehen.

Aber sie mußten kommen, wenn es nicht zu spät werden sollte!

Und wieder schrie, bat, bettelte er: „Helpt mi doch! Helpt mi doch! Ick versup jo!"

Da vernahm bei der Fähre einer diese aus dunkelster Not herkommende Menschenstimme Es war Jens Andersen!

„Jo, jo, ick kam!" rief er zurück. Dann eilte er in die nächsten Häuser, Beistand zu holen. Sie mußten ein Boot losmasten und versuchen, auf die Watten hinauszukommen, der Menschenstimme entgegen.

Sie fuhren los.

Annemagret befiel eine fieberhafte Unruhe — nicht aus Sorg um ihren Sohn. Sie wußte, den Tapferen, einsatzbereiten Männern konnte kaum etwas geschehen Schicksalsgewalten meldeten sich in ihrem Blute, geheimnisvolle Zusammenhänge machten sich geltend. So eilte sie hinab an den Strand.

Sie hörte die Mannesstimme: „Helpt mi doch! Ick versup jo!" — Und sie wurde von undeutbaren Aengsten geschüttelt.

Da vernahm sie das Jungen Ruf: „Wi kamen! Wo büst, Minsch?" Und eine undeutbare Freude schien ihr das Herz sprengen zu wollen, daß ihr Sohn, dieses Kind der Liebe und der Schmerzen berufen war, ein Menschenleben retten zu helfen.

Nicht dieses Mal! Nicht in diesem Falle!

Sie vernahm wieder ihres Sohnes Stimme: „Wi kamen! Wo büst?"

Aber der Ruf erhielt keine Antwort.

Zu spät! Unmöglich!

Sie wußte es!

Jetzt begann das Werk der Männer, den gefräßigen Wogen abzutrotzen, was sie lebend nicht herausgegeben hatten. Wenn Gott ihr Tun segnete, war es so weit doch nicht vergeblich gewesen.

Endlich meinte sie, mit ihren geschärften Sinnen deutlich zu hören, wie die Männer mit einigen starken Schlägen das Boot auf den Wogen festlegten. Sie hörte deutlich Jens Andersens Stimme.

Jetzt legten sich die Männer unverkenbar in die Riemen.

Nach einer Weile stießen sie an Land. Nachdem sie das Boot befestigt hatten, holten sie ihre traurige Fracht heraus und legten sie nieder.

Annmagret trat hinzu. Ihr Sohn gewahrte sie.

„Goh na Hus, Mudder!" bat er.

Sie schüttelte nur verneinend den Kopf, sich selbst unbewußt, daß und warum sie es tat.

Schnell suchte Jens die Leiche mit einem Persennig zu bedecken. Sie wehrte ihm, ohne Gewalt; er ließ geschehen, was sie haben wollte, unter unklarem Zwange Sie starrte auf d. wellennassen Mann zu ihren Füßen. Mit einem kaum hörbaren Wehlaut sank sie auf den Steinboden, die Hände an die Schläfen legend. Und in dem knappen Zeitmaß dieser wenigen Augenblicke verbanden sich unter der leidmütigen, schmerzvollen Erkenntnis dieses Wiedersehens in ihr Kindheit, Blüte und Reife. Sie erlebte fast bezwingend jene unerwartete, erste Begegnung mit ihrem Landsmann, als sie die ihr anvertrauten Kinder auf d. gewohnten Gange geleitete, die jähe Freude, in Jan Kröger ein Stück Heimat zu besitzen, das langsame, ihr selbst zunächst noch unbewußte Keimen einer tiefen, trauenden Neigung, die herbe, leidenschaftlich festgehaltene Zuversicht, was man aus einer großen Liebe zur Heimat, zum Heimatgefahrten getan hatte, doch niemals zu einer Schuld werde. Sie erlebte noch einmal die Jahre einer wachsenden Freude an ihrem Jungen, das zahe Werben um das Herz des Vaters daheim, damit ihr Junge einmal ein Zuhause habe, das ihm blutmäßig gehörte und ihn darum auch ein langes Leben in Mühe und Kampf, in Arbeit und Not festhalten würde. Das alles wogte allgewaltig, funkenschnell, durch alle Räume ihrer bewegten Seele. Ueber allem aber stand beherrschend ein Wort, das der ehrbare Pastor Peter Petersen seinen Pfarrkindern zu einem unverlierbaren Besitztum eingehämmert hatte, Warnung und Weisheit aus uralter Vergangenheit für ewige Gegenwart: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Denn, was der Mensch säet, d. wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird das Verderben ernten. Wer aber auf den Geist säet, d. wird von den Geist das ewige Leben ernten."

Sie sah verstört, wehvoll klagend, auf den Toten vor ihr. Es schien, daß alles um sie, alles, alles, für sie versank im Alleinsein mit dem Manne zu ihren Füßen. Zugleich aber klang in den leise schwingenden Saiten ihrer Seele das Lied ihrer Kindheit wieder, das sie auf der Insel in Nacht und Not so gern, so oft gesungen hatte, das für sie in den schweren Durchgangszeiten innerer Anfechtungen und äußerer Versuchungen in ganz einzigartiger Weise ihr Lied geworden war:

Wie mit grimm'gen Unverstand
Wellen sich bewegen!
Nirgends Rettung, nirgends Land
vor des Sturmwinds Schlägen!
Einer ist, der in der Nacht,
einer ist's der uns bewagt:
Christ Kyrie,
du wandelst auf der See!
Einst in meiner letzten Not
laß mich nicht versinken!
Soll ich von dem bittern Tod
Well' auf Welle trinken:
Reiche mir dann liebentbrannt,
Herr, Herr, deine Gnadenhand!
Christ Kyrie,
Komm zu uns auf die See!

Ja mit ihm durch Nebel und Nacht zu Heimat und Hafen.

Da riß sie ein Laut aus ihrer Versunkenheit, von eines Mannes, von ihres Jungen Lippen, lind, weich, und doch bestimmt und fest, — wundersam in seiner liebreichen Verbundenheit mit ihr.

„Wat is't, Mudder?" fragten sie unter aufsteigendem Grauen Jen Andersen.

„Djung, dien Vadder!" stöhnte Annemagret Andersen. „Ji hebbt Jan Kröger brocht! Mien Djung, dienen Vadder!" —

— In Handelskreisen der Vereinigten Staaten wundert man sich noch immer ob die Alliierten Aufträge für Kriegsmaterial in dem Maß, in welchem es in Aussicht gestellt wurde, an amerikanische Firmen erteilen werden. In manchen Kreisen scheint Enttäuschung darüber zu herrchen, daß die Aufträge bis jetzt hinter d. Erwartungen zurückgeblieben sind.

Streamline.

„Streamline!“ Wer daß nicht sagen kann,
Der ist nicht in der Mode;
So denkt und handelt heut der Mann,
Verträglich mit dem Tode.
Und alles geht den Streamline-Weg,
Man bricht durch Hecken und Geheg —
Und alles muß es sein
Streamline.

„Streamline“ geht heut d. Männer Bart
Und läßt sich nicht diktieren;
Wie läßt sich unsre böse Art
Doch garnicht überführen!
Der Mann ist Gottes Ebenbild,
Und weil bei Ihm kein Wechsel gilt,
Kann nicht Sein Wille sein
Streamline.

„Streamline“ ist heut d. Weiber Schnitt,
Wann will das Weib sich schämen?
Wer da will mit der Mode mit,
Der muß die Streamline nehmen.
Der Haare Schnitt, der Kleider Tracht,
Spikeheel-Schuh, das alles sagt:
Wir sind dabei und rein
Streamline.

„Streamline“ ist schließlich das Gefährt,
Ein Modestük von Heute,
Das alle Welt mit Sturm begehrt
Und macht verrückt die Leute.
Ob man auch ein Gefährt noch hat,
Das wirft man in den Hinterstatt —
Heut muß es alles sein
Streamline.

Ob auch das Christentum von heut
Den Streamline-Weg kann gehen?
Und ob es bei der Schnelligkeit
Noch kann vor Gott bestehen?
Ich weiß und sage ganz gewiß:
Es endet in der Finsternis!
So fährt man in die Pein
Streamline!

M. S. Nachfolger.

— Bukarest. Rumäniens neue Regierung traf Maßnahmen, Vorräte für etwaigen Kriegsgebrauch zu konservieren, indem sie die Ausfuhr von Gerste und Gemüse untersagte. Sie gestattete jedoch die Ausfuhr von Petroleum im Werte von $500,000 und einer gleichen Menge anderer Produkte an die Slowakei, Deutschlands Protektorat, als Bezahlung für Rüstungslieferungen.

Als das neue Kabinett unter der Leitung des Premier Georg Tatarescu vereidigt wurde, sagte König Caral, Rumäniens Politik — Neutralität zu wahren — würde unverändert bleiben.

Da dem neuen Kabinett Vertreter verschiedener politischen Richtungen angehören, sind Beobachter im Zweifel darüber, was es mit Bezug auf weitere deutsche Forderungen um Ausdehnung des Handels zwischen den beiden Ländern tun wird. Das alte Kabinett war nach Ablehnung der deutschen Forderungen um größere rumänische Lieferungen zu besseren Preisen zurückgetreten.

Tatarescu, ein früherer Premier und kürzlich Botschafter in Frankreich, gilt als Freund der Alliierten, aber er ließ wissen, daß er die rumänische Neutralitätspolitik und freundschaftliche Beziehungen mit allen Großmächten beibehalten will.

Der 18 Jahre alte Kronprinz Mihai wurde vor dem jubelnden Parlament als Senator vereidigt.

Der Marineuniform tragende Sohn von König Carol erklärte am 25. Jahrestag der Vereidigung seines Vaters als Senator:

„Ich gelobe meinem lieben Vater Gehorsam, ich gelobe, mein Bestes für die Nation zu tun und zu versuchen, den Fußstapfen meiner Vorfahren zu folgen.“

Der Kronprinz war an seinem 18. Geburtstag, am 25 Oktober, automatisch Senator geworden

— Havanna. In gutunterrichteten Kreisen wurde die Ansicht ausgedrückt, Oberst Fulgencio Batista möge als Leiter der Streitkräfte Kubas zurücktreten, um bei der Präsidentenwahl am 28. Februar als Kandidat aufzutreten.

Eine bereits vom Senat angenommene Vorlage, die jetzt dem Unterhaus vorliegt, würde es Batista ermöglichen, als Chef der Armee zurückzutreten.

— Montag Morgen Nachrichten der kanadischen Presse:

Von London kommt die Nachricht, daß englische Luftflotten zwei erfolgreiche Angriffe ausgeführt hätten, ohne selbst Verluste verzeichnen zu müssen. Ein Angriff war gegen Deutschlands Flottenbasis in Helgoland gerichtet, wo direkte Treffer verzeichnet wurden, was später von Berlin verneint wurde, doch den Angriff bestätigend. Und dann überraschte eine Luftflotte ein U-Boot, daß an der Oberfläche war. Der Angriff wurde sofort ausgeführt, und ein Volltreffer brachte das Boot zur Explosion. Alle Flugzeuge kehrten zur Basis zurück.

Ein französischere Dampfer von 7700 Tonnen lief auf eine Mine, doch konnte er, obwohl schwer beschädigt, zum Ufer geschleppt werden. Ebenfalls lief ein schwedischer Dampfer, der eine Ladung Kohlen führte, auf eine Mine.

Von Finnland kommt die Nachricht, daß Helsingfors nicht bombardiert wird, da ein deutscher Dampfer weitere 500 Deutsche aufnimmt. Darauf kann ein weiterer Angriff erfolgen. 200 000 Personen haben inzwischen die Stadt verlassen. Ein starker Schneefall hielt alle russischen Flugzeuge zurück. Doch griffen russische Armeen erbittert den Feind an, der bis zu 18 Meilen zurückgedrängt wurde. Der Hafen im Norden, der von den Russen genommen war, die in Fallschirmen von großen Bombenflugzeugen abspprangen, war denselben wieder entrissen worden, doch russisches Militär rückte heran, und ein weiterer schwerer Kampf steht dort bevor. Der Hafen ist ja nur etwa 60 Meilen von den Nickelminen entfernt, die eine kanadische Gesellschaft dort ausbeutet. Die Kanadier sind alle nach Norwegien geflüchtet. Und finnische Soldaten haben die Anordnung erhalten, dieselbe zu sprengen, sollten die russischen Truppen kommen. In den ersten 2 Tagen des Angriffs in diesem unerklärten Kriege wurden 286 Personen getötet durch Bomben, die von Flugzeugen abgeworfen wurden. Der russische Kreuzer Kiroff, der als versenkt gemeldet wurde, ist in Estland eingelaufen zur Reparatur. Finnland hat durch die schwedische Gesandtschaft in Moskau die russische Regierung ersucht, in direkte Verhandlung einzutreten. Gleichzeitig hat es sich auch an den Völkerbund gerichtet, dem beide Länder angehören, und Schritte sind unternommen worden, sofort die Verhandlungen aufzunehmen, um wenn möglich, die Baisis zum Frieden zu finden. 5000 Finnen in Vancouver sammeln Hilfe.

Aus Rumänien kommt die Nachricht, daß das rumänische Militär ganz Bessarabien geräumt haben soll. Es ist bis hinter die im Jahre 1914 bestehende Grenze zurückgezogen. Denn Rußlands nächster Schritt wird in der Richtung erwartet.

Ein Handelsvertrag zwischen Rußland und Japan ist vereinbart, der in etlichen Tagen unterschrieben werden soll.

Von Rom kommt die Nachricht, daß Mussolini Japans Vorgehen in Asien gutheißt, denn Japan versucht eine neue Ordnung dort aufzustellen.

Von London kommt die Nachricht, daß die 91 Jahre alte Prinzessin Louise, Tochter der Königin Victoria gestorben sei. Sie ist seit längerer Zeit krank. Ihr Gemahl, der Herzog von Argyle war General Gouverneur Canadas. Sie war damals 30 Jahre alt, als sie in Canada eintraf, und sie hat Canada dauernd ihre Sympatien entgegengebracht. Alberta ist ja nach einem ihrer Namen benannt worden.

Von Washington kommt die Nachricht, daß Präsident Roosevelt nicht für den dritten Termin seine Kandidatur aufstellen will.

Ein italienischer Dampfer hat Genua mit Tausenden Juden verlassen auf dem Wege nach Panama und Süd Amerika.

Das amerikanische „Dies“ Untersuchungskomitee hat festgestellt, daß amerikanische Kommunisten ihre Order von Stalin erhalten. Jährlich werden 25,000 Dollar von Moskau den Kommunisten in den Vereinigten Staaten ausgezahlt.

Die „Free Preß“ bringt auf der ersten Seite die Nachricht, daß durch Pr. C. F. Klassen von den Mennoniten Manitobas die große Hilfe fürs Rote Kreuz von $1 100.00 überreicht worden seien.



— Odense, Dänemark. Feuer zerstörte den hier der Fertigstellung „Sloterdijk", wobei ein Mann das Leben verlor. Das 7900 Tonnen große Schiff war am 5. Oktober vom Stapel gelaufen.

— Rom. Italien war bemüht, seinen durch den Krieg vergrößerten Handel zu behalten, und zwar trotz der Entscheidung Großbritanniens. Deutsche Ausfuhrwaren auf neutralen Schiffen zu beschlagnahmen. Die Regierung war wegen der Entscheidung vorstellig geworden.

Die Entwicklung des Handels ging Hand in Hand mit größten militärischen Vorbereitungen, da Premier Mussolini angedeutet hat, Italien möge schließlich in den Krieg eintreten, um seine eigenen Interessen zu schützen.

Diplomaten sagten, daß trotz des italienischen Protestes gegen die verschärfte britische Blockade der italienische Handel eher zunehmen, als abnehmen würde. Nachdem Außenminister Graf Caleazzo Ciano die hiesigen diplomatischen Vertreter Großbritanniens und Frankreichs auf die Folgen aufmerksam gemacht hatte, die die verschärfte Blockade auf den italienischen Handel haben würde, hieß es, die Vertreter Großbritanniens und Frankreichs hätten gesagt, bei der Unterbindung der deutschen Ausfuhr würde Italien in der Lage sein, seinen eigenen Handel mit den amerikanischen Ländern zu vergrößern.

Zeitungen versicherten, Italien müsse soviel wie möglich exportieren, um ausländische Devisen zu erlangen, die dazu dienen sollen, Vorräte zu kaufen, damit Italien gerüstet ist, wenn Krieg seine Vorratslinien zerstört.

Italiens proklamiertes Ziel in dem Krieg ist, Profit aus Kriegshandel zu schlagen. Es liefert Waren an beide Seiten, wahrscheinlich für Bargeld. Geschäftsinteressen in Norditalien berichten, während die Briten und Franzosen besser imstande sind, Bargeld zu bezahlen, wären in Mailand auch deutsche Käufer erschienen, um Dollars für Waren in Zahlung zu geben.

Die Handelssachverständigen wundern sich, woher Deutschland die Dollar hat. In Meldungen von London hieß es, die Deutschen hätten durch Ausfuhr nach neutralen Ländern, besonders nach Lateinamerika, ausländische Währungskredite erhalten.

Bis jetzt haben die Italiener nicht angedeutet, daß sie das Militärbündnis mit Deutschland aufgeben wollen, aber es herrscht Schweigen über den einst soviel geredeten „stählernen Pakt."

Nur eine Zeitung, „Il Messagero" von Rom, hat öffentlich erklärt, daß die Achse von Rom — Berlin unverändert sei.

— **Tokio. Das japanisch-russische** Verhältnis hat eine bedeutende Aenderung erfahren und ist jetzt derart freundschaftlich, daß heute eher denn je zuvor eine friedliche Beilegung aller noch vorhandenen Differenzen erfolgen kann.

Ein Vertreter des Außenamtes, der diese Enthüllung machte, führt dieses gute Verhältnis auf den bereits am 6. Sept. abgeschlossenen Waffenstillstandsvertrag, der die Kämpfe an der mongolisch-mandschurischen Grenze zum Abschluß brachte, wie auch für die Lage in Europa und auf Japans „grundlegende Politik", den Krieg in China jetzt schnell zu beenden, zurück.

— **Paris. Die halboffizielle Zeitung** „Le Temps" hat an Moskau die Warnung gerichtet, daß alle Uebertragungen deutscher Schiffe in russischen Häfen nicht anerkannt werden, und die Schiffe werden nach wie vor als deutsche betrachtet werden.

— **Riga. Im Zuge der Umsiedlung** der deutschen Volksgruppen aus Lettland ins Reich ist jetzt der ganze Osten Lettlands von den Deutschen geräumt.

Auch die Räumung der übrigen Teile Lettlands geht schnell vorwärts. Fast täglich verlassen deutsche Schiffe die Hafenstädte Riga, Libau und Windau, welche deutsche Rückwanderer ins Reich zurückbringen.

Bisher sind über 28,000 Volksdeutsche ausgewandert.

Eine Nachricht besagt, daß Arbeiten im Wege sind, alle Mennoniten aus Rußland nach Polen überzusiedeln.



— Detroit, Mich. R. J. Thomas Präsident des zum Kongreß Industrieller Organisationen gehörigen Zweiges der Vereinigten Automobil-Arbeiter, ordnete einen Streik in d. hauptsächlichen Dodge-Anlage der Chrysler-Korporation an. Dieselbe ist seit 51 Tagen wegen eines Disputs über Bestimmungen eines Arbeits-Kontrakts mit der Union geschlossen. Die Dodge-Anlage, eine wichtige Abteilung der Chrysler-Korporation, war eine der ersten, welche in Verbindung mit der Kontroverse den Betrieb einstellte, aber die Korporation u. die Union waren nicht einig darüber, ob es sich um einen Streik oder eine Aussperrung handle.

— Sechs Armeeoffiziere und ein Soldat wurden getötet u. sechs weitere Personen verletzt, als während der Ausprobierung eines Sprengmittels in dem bulgarischen Munitionswerken in Kazanlik im Rosental eine Explosion erfolgte.

— Weil er einen spanischen Bürgerkriegs-Flüchtling um 50,000 Franc (etwa $1100) beschwindelt hatte, wurde Prinz Ferdinand von Bourbon, Herzog von Durcal, in Paris zu vier Monaten Gefängnis verurteilt.

— Stockholm. Das Marineministerium gab bekannt, die Deutschen hätten Minen bis auf vier Meilen, von der schwedischen Küste gelegt, wodurch die Schiffahrt von und nach der Ostsee sehr behindert werde. Das Außenamt berichtete, es würde sofort in Berlin Protest erhoben werden. Die neuen Minen sollen auf der Höhe von Falsterbo am Südwestende Schwedens in Ostseegewässern sein, welche Schweden seit zweihundert Jahren als seine Hohheitsgewässer angesehen hat. Jetzt können schwere Frachtschiffe nicht sicher durch die enge Straße zwischen Schweden und Deutschland fahren.

Es wird hauptsächlich protestiert, weil d. Minenfelder d. Beförderung von Holzbrei in westlicher Richtung verhüten.

Schweden ist dagegen, den Kieler Kanal für die Fahrt von der Ostsee nach der Nordsee zu benutzen, weil die Deutschen augenblicklich mehr als dreißig schwedische Schiffe zwecks Prüfung ihrer Ladungen aufgehalten haben.

—Die Eroberung von Nanning, der Hauptstadt der Provinz Kwangsi, nach einem zehntägigen 100 Meilen weiten Vorstoß japanischer Truppen gegen Chinas südwestliche „Lebenslinie"-Vorratsrouten wurde von dem japanischen Hauptquartier bekanntgegeben.

— Die Vernichtung von vierzehn Dörfern. Beschädigung vieler anderer Dörfer und das Einstürzen von mehr als tausend Gebäuden durch eine Reihe von Erdstößen wurde in Meldungen aus den heimgesuchten Gebieten in der östlichen Türkei geschildert.



Alle Automobil Arbeiten prompt und gewissenhaft ausgeführt.

„Die ganze Bibel gradierte Lektionen"

für unsere Sonntagsschulen,

zur systematischen Einführung in die Bibel.

Lehrerhefte für Unterstufe (Primary), (kleine Kinder vor dem Schulalter)
Preis per Viertel zu .... 25c.
Lehrerhefte für Mittelstufe (Junior-teacher) zu .... 25c.
Schülerhefte für Mittelstufe (Junior-pupil) zu .... 5c.
Lehrerhefte für Oberstufe (Intermediate-teacher) zu .... 25c.
Schülerhefte für Oberstufe (Intermediate-pupil) zu .... 5c.

Bestellungen mit Zahlung sind zu richten an:
RUNDSCHAU PUBLISHING HOUSE
672 Arlington St., — Winnipeg, Man.

Die „Biblische Geschichte"

für mennonitische Elementarschulen — Oberstufe — von den Religionslehrern K. Unruh, W. Neufeld (in Reedley, Cal. gestorben) und K. Wiens," 208 Seiten stark, in Leinwandeinband ist fertig.

Der Preis ist: für 1 Exemplar $1.00
für 12 Exemplare zu .... —.90
für 24 Exemplare zu .... —.85
für 36 Exemplare zu .... —.80

Die Bestellungen mit Zahlungen richte man an:
MENNONITISCHE RUNDSCHAU
672 Arlington St. — Winnipeg, Man.

Der Mennonitische Katechismus

Der Mennonitische Katechismus, mit den Glaubensartikeln, schön gebunden Preis per Exemplar portofrei 0.40

Der Mennonitische Katechismus, ohne den Glaubensartikeln, schön gebunden Preis per Exemplar portofrei 0.30

Bei Abnahme von 12 Exemplaren und mehr 25 Prozent Rabatt.
Bei Abnahme von 50 Exemplaren und mehr 33⅓ Prozent Rabatt.
Die Zahlung sende man mit der Bestellung an das

Rundschau Publishing House
672 Arlington Street — Winnipeg, Man., Canada

Ist Dein Abonnement für das laufende Jahr bezahlt? Dürften wir Dich bitten, es zu ermöglichen? — Wir brauchen es zur weiteren Arbeit. Im voraus von Herzen Dank!

Bestellzettel

An: Rundschau Publishing House,
672 Arlington St., Winnipeg, Man., Canada.

Ich schicke hiermit für:

1. **Die Mennonitische Rundschau ($1.25)** $..........
2. **Den Christlichen Jugendfreund ($0.50)** $..........

(1 und 2 zusammen bestellt: $1.50)

Beigelegt sind: $..........

Name ....

Post Office ....

Staat oder Provinz ....

Bei Adressenwechsel gebe man auch die alte Adresse an.

Der Sicherheit halber sende man Bargeld in registriertem Brief oder man lege „Bank Draft," „Money Order," „Expreß Money Order" oder „Postal Note" ein. (Von den USA. auch persönliche Schecks.) Auch kanadische „Post Stamps" dürfen als Zahlung geschickt werden.

Bitte Probenummer frei zuzuschicken. Adresse ist wie folgt:

Name ....

Adresse ....

Achtung!

Für Schulen und Jugendvereine! „Knospen und Blüten aus deutschem Dichterwald." Band I enthält die schönsten Weihnachtsgedichte und Gespräche für Schule und Familie.

Band II enthält eine sehr reiche Auswahl der herrlichsten Gedichte und Gespräche für christliche Jugendvereine.

Preis Band I broschiert $0.50
Preis Band II broschiert $1.25
Preis Band II in schönem Einband $1.40

Die Bücher sind zu beziehen durch F. C. Thießen, 839 Mountain Ave., Winnipeg, Man.

Vermittelung

Feuer- und Automobil-Versicherungen, Kauf und Verkauf von Grundeigentum, Farmen und Gartenfarmen zu verkaufen.

G. P. Friesen,
362 Main St., Winnipeg, Man.
— Telefon 93 444 —

A. BUHR

vieljährige Erfahrung in allen Rechts- und Nachlaßfragen.

325 Main Street, Winnipeg, Man.
Office Tel. 97 621 Res. 38 025

Geschichte der Märtyrer
oder
kurze historische Nachricht
von den
Verfolgungen
der
Mennoniten.

Erste kanadische Auflage.
Herausgegeben von den Mennonitischen Gemeinden Manitobas.

Dieses 215 Seiten starke Buch im besten Leinwandeinband in handlichen Format von 4½ bei 7 Zoll ist fertig zum Versand. Der Preis ist 75 Cent portofrei. Bei Abnahme von 10 Büchern zu 65 Cent pro Buch. Bestellungen richte man an Br. J. P. Löwen, R. R. 1, Box 44, Giroux, Man. oder an die Mennonitische Rundschau.

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 8000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Korn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an:

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

